

Yolanda Arroyo Pizarro
Dani Umpi
Ela Cuavas
Raúl Gómez Jattin
Diego Trelles Paz
W. G. Sebald übersetzen



alba⁰⁶ — lateinamerika lesen — 06/2014 — ISSN 2196-3375

alba⁰⁶
lateinamerika lesen



EDITORIAL:

LATEINAMERIKA

LESEN

Gibt es etwas auf dieser Welt, das ist, was es zu sein scheint? Weder ist Magrittes' Pfeife eine Pfeife noch kreist die Sonne um die Erde. In dieser Ausgabe von alba begegnen und trennen sich Frauen und Worte. Sie schreiben und werden geschrieben. Und sind doch nicht, was sie zu sein scheinen. Las Pozas in Xilitla ist ein unmöglicher Ort. Entworfen von Edward James, besucht von Eleonora Carrington, wiederentdeckt von Rike Bolte und Amaranta Caballero Prado. Ein jeder würde sagen, dass der barfuß dahin rennende Junge Badeanzüge in der Hand trägt. Es handelt sich aber um Fledermausflügel. Ein auseinander dividierter Körper, der noch aus nur latent vorhandenen oder auf ihr reines Dasein beschränkten Teile besteht. Gibt es so etwas? Ein Nabel, eine Sohle, ein Knöchel. Eine Klitoris, eine Brustwarze, eine Vulva. Ist eine nicht Begehren auf sich ziehende Anatomie ein Körper? Tamarindenbäume – so ist in jedem Fachbuch für Botanik nachzulesen – stammen aus Afrika und wurden später nach Asien und Amerika verbracht. Ihre Früchte ähneln Erdnüssen, sind aber um einige Zentimeter größer. Doch: Wer hat schon wirklich eine Tamarinde gekostet? Das Savoy ist ein Restaurant in New York, das nicht in New York liegt. Auch nicht, wie man vermuten könnte, in Dakar oder Madrid. Sicher hat jede Stadt ein Savoy, aber es könnte auch nur Teil einer Erinnerung an etwas sein, das nie passiert ist. Oder das noch niemand bemerkt hat. Eine alte Frau sieht die Welt mit anderen Augen, eine Leserin von Juan de la Cruz verwandelt sich in einen Engel des Unglücks, eine triste Wartezeit wird zu tausend Möglichkeiten und zwischen so viel Schein bleibt nur eine Gewissheit: alba 06 ist all jenen Frauen gewidmet, die diese Welt täglich aufs Neue erfinden.



¿Hay algo en el mundo que sea lo que parece? Ni la pipa de Magritte es una pipa, ni el sol gira alrededor de la Tierra. En este número de alba las mujeres y las palabras se encuentran y se separan. Escriben y son escritas. Pero ni unas ni otras son lo que parecen ser. Las Pozas, en Xilitla, es un lugar imposible. Concebido por Edward James, visitado por Eleonora Carrington, y redescubierto por Rike Bolte y Amaranta Caballero Prado. Cualquiera diría que lo que lleva en las manos el chico que corre descalzo son trajes de baño. Son, sin embargo, alas de murciélago. Un cuerpo desarticulado, conformado por partes en latencia o reducidas a su mero estar, ¿existe? Un ombligo, una planta, un tobillo. Un clítoris, un pezón, una vulva. ¿Una anatomía no pensada como objeto de deseo es un cuerpo? Un tamarindo –registra todo manual de botánica– es un árbol originario de África y, más tarde, trasladado a Asia y América. Su fruto es similar a un maní, pero de algunos centímetros más de extensión. Pero, ¿quién ha probado, verdaderamente, el tamarindo? El Savoy es un restaurante que está en Nueva York, pero que no está en Nueva York. Tampoco –como se podría conjeturar– en Dakar o Madrid. Seguramente cada ciudad tiene un Savoy, pero también podría ser parte de un recuerdo de algo que nunca ocurrió. O, acaso, que todavía nadie percibió. Una anciana que mira el mundo con otros ojos, una lectora de Juan de la Cruz convertida en el ángel del infortunio, una espera triste que se transforma en mil posibilidades y entre las infinitas apariencias solo una certeza: alba 06 está dedicada a todas las mujeres que a diario reinventan este mundo.

B/

BERLINSTANT:

AMARANTA

CABALLERO PRADO

Der Himmel unter Berlin

Übersetzung: Lydia Galonska,

Illustration: Josefina Capelle

Berlín: 2007, y yo: mapa en mano. En esos días aprendí a decir Straße. (Ssssstraßeßßßße). Durante la eléctrica visita, más que a sus monumentos o edificios di mi atención a las estructuras del lenguaje: aprender a pronunciar Ich liebe dich o Scheiße –a veces significan exactamente lo mismo– aprender a escuchar sonidos de una lengua ajena. A veces pude entender sin tener que preguntar. Otras me arrullaba al murmurar la palabra Vogel mientras veía el dorado paisaje de octubre por la ventanilla del Ringbahn. Pero en Berlín esa vez no todo era el cielo o las hojas amarillentas o sus ventiscas poderosamente heladas. Supe que había llegado al “Berlín profundo” la noche que entré a un bar de *okupas* a través de una alcantarilla. Al compás de unas botas rojas caminé algunas calles del barrio de Kreuzberg. Un viejo sofá frente al portón de un edificio sobreviviente a la Segunda Guerra fue la señal. Justo ahí: la alcantarilla, el agujero, el hoyo por donde entramos literalmente “a gatas”. Dentro de lo oscuro y ruinoso del bar fui feliz. La electricidad berlinesa tenía días conectada a mis neuronas. Bailar en ese sitio entre charcos de agua, orines, cables, paredes grafitadas y rock metal germano devino también en palabras: Jägermeister, Danke schön, ¡Prost! Y entonces dejà vu: Tijuana. Todo lo demás fue la delicia infalible del exceso: las vías, sus trenes, las caminatas, la conversación, un barco y la melena ondulante de la Ninfa Urbana en su bicicleta diciendo adiós con la mano mientras yo cantaba: *Heho! Spann den Wagen an/ denn der Wind treibt Regen übers Land/ Holt die goldnen Garben/ Holt die goldnen Garben.*

/

Berlin 2007 und ich: Karte in der Hand. In diesen Tagen lernte ich, das Wort „Straße“ zu sagen. (Ssssstraßeßßßße). Während dieses elektrisierenden Besuches richtet sich meine Aufmerksamkeit, mehr als auf die Monumente und Gebäude, auf die Strukturen der Sprache: Ich liebe dich oder Scheiße – was manchmal das gleiche meint –, aussprechen lernen, die Laute einer fremden Sprache hören lernen. Manchmal verstand ich, ohne nachfragen zu müssen. Andere Laute wiederum lullten mich ein, wie das Murmeln des Wortes Vogel, als ich durch das Fenster der Ringbahn die goldene Oktoberlandschaft betrachtete. Aber damals war in Berlin nicht alles nur Himmel oder gelbliche Blätter oder uner-sättlich eisige Schneestürme. Ich wusste, dass ich im „echten Berlin“ angekommen war, in jener Nacht, in der ich die Bar von Besetzern durch einen Abwasserkanal betrat. Dem Takt ein paar roter Stiefel folgend, lief ich durch einige Straßen Kreuzbergs. Ein altes Sofa vor dem Tor eines Gebäudes aus dem Zweiten Weltkrieg war das Zeichen. Eben dort: der Kanal, das Loch, die Öffnung, durch welche wir im wahrsten Sinne des Wortes auf allen Vieren krabbelten. In der dunklen Schägigkeit der Bar war ich glücklich gewesen. Die Spannung Berlins hatte für einige Tage eine Leitung zu meinen Neuronen gespannt. An diesem Ort zwischen Wasser und Urinlachen, Kabeln, mit Graffiti besprayten Wänden und deutschem Metal zu tanzen, verwandelte sich sodenn auch in Worte: Jägermeister, Danke schön, Prost! Und dann ein dejà vu: Tijuana, die Stadt, in der ich lebe. Alles Übrige war die unfehlbare Wonne des Exzesses: die Gleise, ihre Züge, die Spaziergänge, die Gespräche, ein Boot und die gewellte Mähne der Stadtnymphe, wie sie auf ihrem Fahrrad zum Abschied winkte, während ich sang: *Heho! Spann den Wagen an/ denn der Wind treibt Regen übers Land/ Holt die goldnen Garben/ Holt die goldnen Garben.*



L/

LATINSTANT:

RIKE

BOLTE



Fledermausflügel /

Alas de murciélago

Übersetzung: Rike Bolte, Illustration: Josefina Capelle

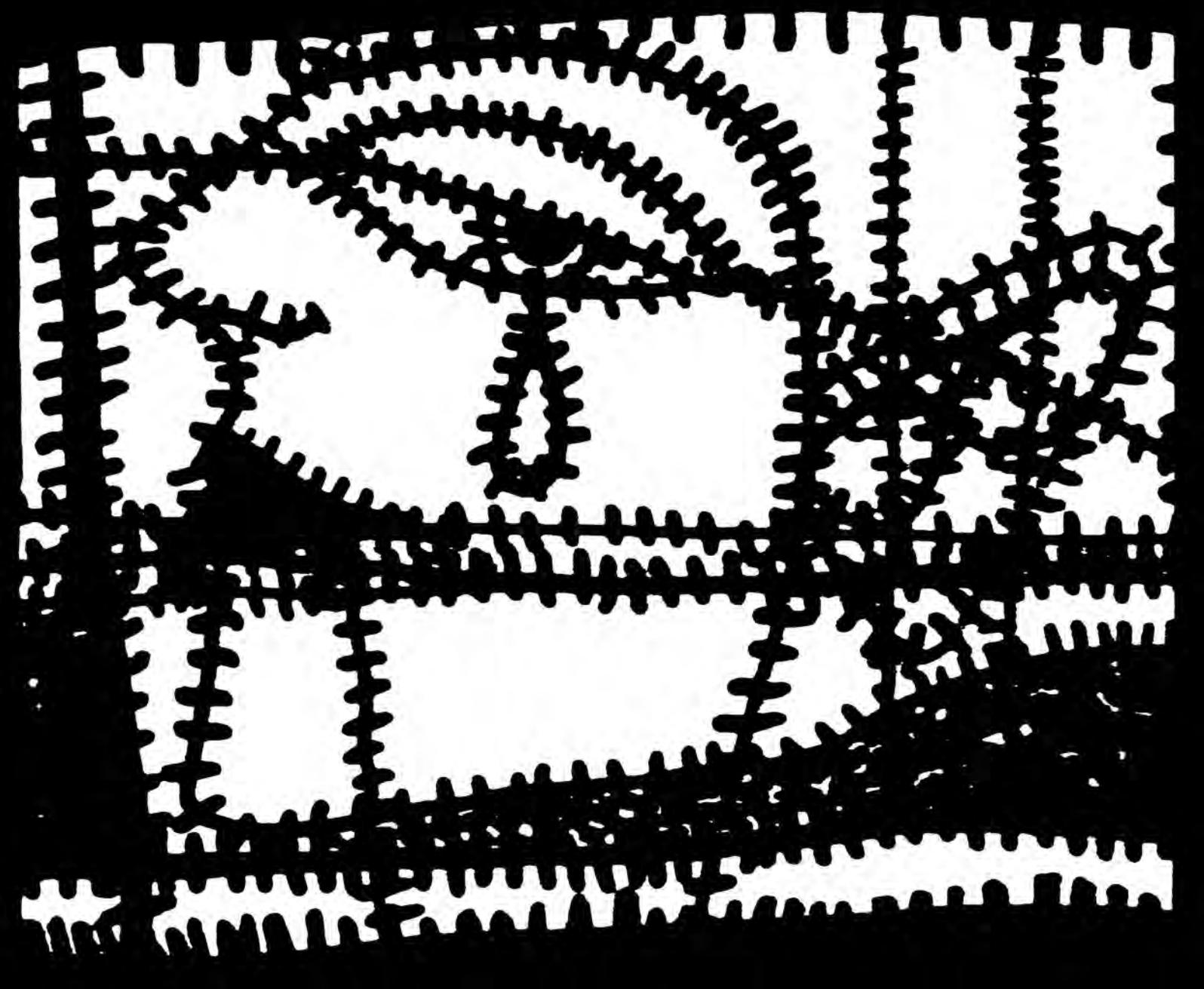
Nach einer verschlungenen Fahrt gelangen wir nach Xilitla. Beim Verlassen des Kleinbusses stolpern wir über den Körper eines toten Hundes, sein Kopf wird von einer Aureole Fliegen umschwärmt. Wir heben den Blick, schließlich sind wir in diese Ortschaft gekommen, weil hier der Surrealismus von Sir Edward James' und seiner *Entourage* in die Sommerfrische ging, zwischen Hunderttausenden von Orchideen. Im bewölkten Himmel Gekreis von Urwaldvögeln, wenn auch kein Gefieder zu sehen ist; die Sonne ist ein riesiger Kautschukbeutel. Es riecht nach Kaffee. Wir strecken uns, schultern das Gepäck und suchen eine Unterkunft. Von einem Hotelzimmerbalkon aus blicken wir auf die Burg, die Plutarco Gastélum einst für James baute: ein ehrgeiziges Betonskelett, von Feuchtigkeit geschwärzt, die Rippen an der Luft. Doch zuerst begeben wir uns in den Skulpturengarten, den der schottische Millionär schuf, verführt von einer Schmetterlingswolke, die sich, so heißt es, eines Tages als unmissverständliches Zeichen auf seinem Körper niederließ – Las Pozas. Der Wald empfängt uns in seinem Schoß und blickt aus einer Unmenge Wasseraugen. Unser Augenwasser dringt in eine versteinerte Pflanzenwelt ein, erklimmt die Himmelstreppe, den Pfad der sieben Schlangen, alles ist grün geschuppt, in getigertem, getüpfeltem Grün. Amaranta zeichnet eine Wegekarte ins Moos – neben dem Caballero James schlenderten hier Leonora Carrington und Remedios Varos entlang – und schlägt vor, in den Pozas ein Bad zu Ehren der zwei Künstlerinnen zu nehmen. Während wir darüber nachdenken, wie wir am besten ins Wasser gelangen, taucht ein Monarca-Schmetterling auf, die Wasser nutzen die Gelegenheit und reißen unsere auf einem Stein abgelegten Badeanzüge mit sich fort. Vor James und seiner Hofstaat können wir kaum nackt baden; der Schmetterling nimmt seinen Flug wieder auf und wir ziehen enttäuscht des Wegs. Draußen vor dem Garten rast ein barfußiger Junge mit unseren Badeanzügen in der Hand über die Straße. Er lässt den nassen Stoff in der Luft flattern – es klingt nach Fledermausflügeln – und schreit: Wenn sie das Einkaufscenter bauen, verkaufe ich Bikinis für realistische Damen!

/

Tras un serpentinoso trayecto llegamos a Xilitla. Al bajar de la buseta nos tropezamos con el cuerpo de un perro muerto, la cabeza cortejada por una aureola de moscas. Alzamos la vista, vinimos a este paradero porque aquí se aireó el surrealismo de Sir Edward James y su *entourage*, entre decenas de miles de orquídeas. En el cielo nuboso chillidos de ave selvática, pero no se asoma un ala; el sol es una enorme bolsa de hule. Huele a café. Nos enderezamos, cargamos nuestro equipaje y buscamos un lugar donde instalarnos. Desde una habitación de hotel con balcón vislumbramos el castillo que construyó Plutarco Gastélum para James: un ambicioso esqueleto de hormigón, teñido de negro por la humedad, con las costillas al aire. Pero primero bajamos al jardín escultórico que instaló el millonario escocés seducido por una nube de mariposas que un día, dicen, aterrizó en su cuerpo como señal inequívoca: Las Pozas. Nos reciben los regazos de la selva y una multitud de ojos de agua. El agua de nuestros ojos se ahonda en un mundo vegetal petrificado: la escalera del cielo, el camino de las siete serpientes, todo escamado de verde, verde atigrado, salpicado. Amaranta dibuja en el musgo un mapa por el cual circularon, junto al caballero James, Leonora Carrington y Remedios Varo, y propone dedicarles a estas artistas un baño en las pozas. Mientras reflexionamos sobre cómo entrar al agua, aparece una mariposa monarca, las aguas se aprovechan y se llevan nuestros trajes de baño que depositamos en una piedra. Ante los ojos de James y su corte, no podemos bañarnos desnudas; la mariposa retoma su vuelo y desaventuradas, salimos del Jardín. Afuera, en la carretera, corre un chico descalzo, nuestros trajes de baño en la mano. Sacudiendo la tela mojada en el aire –sonido de alas de murciélago–, grita: ¡cuando construyan el shopping, yo vendo bikinis para damas realistas!

PI

PRÓSA:
DANI
UMPI



Fotografía / Fotografie

Übersetzung: Johanna Schuering, Illustration: Sofia Ruvituso

Los médicos pronosticaron que me adaptaría a la semana, pero a los cuatro días yo ya estaba como loca mirando. Agradecida es poco, y eso que nunca voté a la izquierda. Obviamente estaba siendo utilizada por una estrategia política, pero si, de la nada, te ofrecen la oportunidad de que unos médicos cubanos te devuelvan la visión y gratis, tenía que darle un giro a mi ideología. La verdad es que todavía no he tenido tiempo para eso porque sucedieron tantas cosas que apenas me pongo a pensar cuando duermo. Me encantaría dejar de pensar de una vez por todas. No morir, pero sí dejar de pensar.

Es que estuve como diez años viendo muy mal, casi nada. Y lo peor es que te adaptás a eso enseguida, del mismo modo que te adaptás a ver bien. Mis hijos me pagaban una compañía de acompañantes, valga la redundancia, y siempre había alguien que me hacía las cosas de la casa, que me hablaba. Me mantenían entretenida, aturdida. Y, así, pasaron diez años. Que diez años son diez años. No te das cuenta por la edad. Parece poco, parece joda. Te distraés. Que tenés un dolorcito, que viene el cumpleaños de tal, que viene el invierno, el verano, que se te muere una cuñada, que los de la compañía de acompañantes cambian... Iban rotando, así que me costaba aprenderme los nombres pero, como una es vieja y a ellos les deben de pagar una miseria, pobres, como que les daba igual que los llamara de cualquier manera. Y vivís en una nube. Diez años en una nube. Y eso es algo que me pasó a mí, pero le puede pasar a cualquiera. No se necesita ni siquiera estar medio ciego.

Die Ärzte hatten prognostiziert, dass ich mich nach einer Woche daran gewöhnt haben würde, aber ich war schon nach vier Tagen wie wild am gucken. Von Dankbarkeit zu sprechen, wäre noch untertrieben, und dass, obwohl ich nie links gewählt habe. Sicher, ich wurde für eine politische Kampagne benutzt, aber wenn aus dem Nichts das Angebot auftaucht, dass kubanische Ärzte dir das Augenlicht zurückgeben, und auch noch umsonst, da musste ich ideologisch eben umschwenken. Allerdings habe ich dafür bisher noch gar keine Zeit gehabt, es ist so viel passiert, dass ich erst beim Schlafen zum Denken komme. Dabei würde ich zu gerne ein für alle Mal aufhören zu denken. Nicht sterben, aber aufhören zu denken.

Es ist nämlich so, dass ich zehn Jahre lang sehr schlecht gesehen habe, fast gar nicht. Und das Schlimmste ist, dass man sich daran ruckzuck gewöhnt, genauso, wie man sich daran gewöhnt, gut zu sehen. Meine Kinder hatten einen Pflegedienst engagiert, und es war immer jemand da, der meinen Haushalt machte und mir was erzählte. Ich wurde unterhalten und berieselt. Schwupps, sind zehn Jahre vergangen. Und zehn Jahre sind nun mal zehn Jahre. Mit dem Alter merkt man das gar nicht. Die Zeit vergeht wie im Flug, ein Witz ist das. Du bist ja abgelenkt. Ein Wehwehchen hier, ein Geburtstag da, der Winter, der Sommer, dann stirbt dir die Schwägerin und der Pflegedienst schickt ständig neue Leute ... Die haben sich die Klinke in die Hand gegeben und ich konnte mir die Namen kaum merken – aber gut, so alt wie ich bin und so schlecht wie die verdienen müssen, war es ihnen wohl ziemlich egal, wie ich sie nannte. Und du lebst auf einer Wolke. Zehn Jahre auf einer Wolke. Sicher, das ist jetzt mir passiert, aber es könnte jedem passieren. Man muss noch nicht mal halbbblind dafür sein.

Lo primero que vi cuando regresé a mi casa con los ojos operados fue que me faltaba un montón de cosas. Me habían robado todo ese tiempo. Estaba más limpio, eso sí, pero tenía, como si te dijera, tres ollas, cuatro platos, dos toallas, un acolchado. Y me dio rabia, pero como estaba con eso de que podía ver, no me importó tanto. En el jardín faltaban plantas. Eso fue rarísimo. Me acuerdo de que tenía un helecho hermoso, de esos brasileros que en la punta de la hoja se les queda como una pollerita, algo que no se podía morir ni a palos, y faltaba. ¡Me robaron hasta plantas! Un horror este país. Ni reclamé en la compañía. Miraba la tele y me parecía horrible. Mi casa me parecía horrible, desvalijada, sin personalidad. Me entró como una angustia y, como ando medio mal de las piernas, tampoco podía salir a pasear, pasar todo el día afuera dando vueltas. Era una alegría muy grande por volver a ver y, simultáneamente, una tristeza porque todo me parecía feo.

Unas vecinas vinieron a visitarme y cuando les vi las caras que realmente tenían las encontré tan viejas que preferí no verlas más. Les hablé mal y, bueno... la gente se enoja por cualquier cosa y hay que sacar provecho de eso. Por suerte no me encontré vieja en el espejo. Mi imagen era muy parecida a la que intuía que tenía. Entonces les dije a mis hijos que ya no me pagaran más el servicio de acompañantes. Que, gracias a la operación de ojos, ahora podía desenvolverme sola y el supermercado de al lado estaba muy bien equipado. Y ¡cómo es todo!, ¿no? Comenzaron a visitarme más seguido. Mis hijos caían cada dos o tres días con mis nietos y entonces empecé a diferenciarlos un poco. Porque los niños chicos son todos medio iguales. Aparte, revoltosos, atrevidos. No sé. Uno los quiere porque son sangre de uno, pero es una generación que no me atrae. Por momentos parecen medio bobitos.

Algo que me dio rabia de mis hijos fue que, con la excusa de que yo ahora veía bien, algunas noches me mandaban a mis nietos en plan niñera. No les podía decir que no. Pero soy una señora grande. Me dejaban en una situación de mierda. Pasé de ser una vieja vigilada por extraños que me robaban a tener que cuidar a estos mocosos. Me dejaban loca. Prendían la tele a todo lo que daba, mirando esos dibujitos siniestros con bombas y símbolos fálicos a más no poder. Una cosa horrible. Aparte, niños

Das erste, was ich gesehen habe, als ich mit den reparierten Augen wieder nach Hause kam, war, dass ziemlich viele Dinge weg waren. Die ganze Zeit lang war ich beklaut worden. Es war ordentlicher, schon, aber ich stand da mit ungefähr drei Töpfen, vier Tellern, zwei Handtüchern und einer Decke. Und ich war wütend, aber weil ich ja gerade wieder sehen konnte, war es mir nicht ganz so wichtig. Im Garten fehlten Pflanzen. Das war sehr seltsam. Ich erinnere mich an einen wunderhübschen Farn, so einen brasilianischen, der am Ende der Blätter so eine Art Rock hat, die gehen nie ein, aber er war weg. Sogar Pflanzen haben sie mir gestohlen! In diesem Land geht doch alles den Bach runter. Ich hab mich nicht mal beschwert beim Pflegedienst. Ich guckte fern und fand es schrecklich. Mein Zuhause erschien mir schrecklich, ausgeplündert, charakterlos. Mich ergriff eine Art Beklemmung, und weil ich's ja mit den Beinen habe konnte ich auch nicht rausgehen und den ganzen Tag draußen herumspazieren. Es war eine große Freude, wieder sehen zu können und zugleich ein Trauerspiel, weil mir alles hässlich erschien.

Ein paar Nachbarinnen kamen vorbei, um mich zu besuchen, und als ich sah, wie sie wirklich aussehen, fand ich sie so hässlich, dass ich sie lieber nicht mehr sehen wollte. Ich war ein bisschen unfreundlich und, naja ... Die Leute sind wegen jedem Pups eingeschnappt und man muss sich das zu Nutzen machen. Zum Glück fand ich mich selber nicht alt aussehend. Mein Spiegelbild war ziemlich so, wie ich es erahnt hatte. Also sagte ich meinen Kindern, dass der Pflegedienst nicht mehr kommen brauchte. Dass ich dank der Augen-OP alleine zurechtkommen würde und der Supermarkt nebenan sehr gut ausgestattet sei. Und – wie es immer so ist, nicht wahr: Sie begannen, mich viel öfter zu besuchen. Meine Kinder kamen alle zwei, drei Tage mit meinen Enkeln und ich fing an, sie ein bisschen besser auseinander zu halten. Kleine Kinder sehen doch alle irgendwie gleich aus. Und alle so wild und frech. Ich weiß nicht. Du liebst sie, weil sie dein Fleisch und Blut sind, aber das ist wirklich eine Generation, der ich nichts abgewinnen kann. Manchmal wirken sie regelrecht dumm.

Was mich sehr geärgert hat, war, dass meine Kinder mir plötzlich manchmal meine Enkel schickten. Jetzt, wo ich wieder gut sehen konnte, sollte ich auf sie aufpassen. Ich konnte ja schlecht nein sagen. Aber ich bin eine betagte Dame. Da brachten sie mich in eine wirklich beschissene Lage. Von einer Alten, die von ihren fremden Aufpassern beklaut wurde, bin ich zur Babysitterin dieser Rotzlöffel mutiert. Die machten mich fertig. Sie guckten mit einer Mordslautstärke diese düsteren Cartoons voller Bomben und Phallussymbole. Fürchterlich. Außerdem war die un-

desagradecidos, maniáticos con la comida, muy mal hablados. No me gustaba.

Un día se llevaron a una y la tele quedó prendida en un canal bastante interesante. Entonces vi un documental mediamente serio sobre algo que me dejó pensando. Ya tenía otras cosas para pensar, pero la nueva información me trastocó.

El Tyrannosaurus rex es el dinosaurio más conocido y el más enigmático. Hay muchos huesos de tiranosaurios, pero los científicos no se ponen de acuerdo en cómo era su aspecto físico. Eran unos bichos que no tenían proporción y eso, en la naturaleza, es muy raro. Un tema controversial para debatir entre estudiosos que saben. Entonces, ¿qué pasó? Que anda una gente diciendo que tenían plumas o protoplumas. Y, qué interesante, porque los que descartan esa teoría se suben al carro de la idea de que es imposible, porque con tanta pluma el bicho generaría más calor y no podría moverse con destreza. Entonces los otros dicen que no, que el T. rex vivía en hábitat frío. Y ahí mismo ponen la foto, bah, el dibujo de cómo habría sido realmente ese dinosaurio. Y nada que ver. Mostraron un bicho emplumado, tipo pollo, en la nieve. Entonces pensé “mirá vos, justo lo que me está pasando”. En realidad quería decir “justo lo que estoy sintiendo”, pero como hablé sola no importó.

Me quedé toda la tarde pensando en eso de los dinosaurios. A la noche volví a pensar en ellos y remojé unas lentejas en agua para hacerme un guiso al otro día. Y pensé: “¿para qué estoy remojando estas semillas si ya vienen en latas y no son tan caras?”. ¿No? ¿Por qué voy a estar haciendo esto de remojar lentejas si ya vienen preparadas, enlatadas, y trabajé toda una vida para tener algo de guita, una jubilación más o menos pero mía? ¿No me puedo comprar una lata de lentejas? ¿Por qué tengo que estar remojando estas lentejas de mierda? Y ahí tiré todo en el inodoro y me acosté a dormir porque me vino como un ataque.

Al otro día no tenía ganas de cocinarme el guiso, así que me fui a almorzar a la confitería La Sombrilla. Solo vendían pizzas o fainá. Bueno. Me puse a escuchar una conversación de la mesa de al lado. Un taxista le contaba a otro que iba a entrar a trabajar

dankbare Brut unglaublich pingelig mit dem Essen und äußerst ungezogen. Das gefiel mir gar nicht. Einmal wurde eine abgeholt und der Fernseher lief auf einem ziemlich interessanten Sender weiter. Also sah ich eine halbwegs seriöse Doku über etwas, was mich nachdenklich stimmte. Ich hatte zwar schon über andere Dinge nachzudenken, aber diese neue Information brachte mich ganz durcheinander.

Der Tyrannosaurus Rex ist der bekannteste und zugleich der rätselhafteste Dinosaurier. Es gibt viele Tyrannosaurierknochen, aber die Wissenschaftler werden sich nicht über sein Aussehen einig. Diese Viecher waren völlig proportionslos, und das ist sehr ungewöhnlich in der Natur. Ein kontroverses Thema für Gelehrte, die sich damit auskennen. Was also ist passiert? Es gibt Leute, die meinen, der T. Rex hätte Federn oder Protofedern gehabt. Und, sehr interessant, diejenigen, die diese Theorie verwerfen, springen auf den Zug mit der Behauptung auf, das sei unmöglich, weil das Tier vor lauter Federn zu schwitzen angefangen und an Geschicklichkeit eingebüßt hätte. Also entgegnet die anderen, dass es im Habitat des T. Rex aber kalt gewesen sei. Und dann zeigen sie das Foto, ich meine, die Zeichnung davon, wie dieser Dinosaurier wirklich ausgesehen haben soll. Komplet anders! Ein hühnchenartiges Federvieh im Schnee, das zeigten sie. Und ich dachte mir: „Huch, genau, was mir gerade passiert.“ Eigentlich meinte ich: „Genau, was ich gerade empfinde“, aber da ich mit mir selber sprach, war das ja egal.

Den ganzen Nachmittag schwirrte mir diese Sache mit den Dinosauriern im Kopf herum. Abends musste ich auch wieder daran denken und weichte ein paar Linsen ein, um mir am nächsten Tag einen Eintopf zu machen. Und ich dachte: „Wieso weiche ich diese Körner ein, wenn man sie in Dosen kaufen kann und das noch nicht mal teuer ist?“ Ist doch so, oder? Warum sollte ich noch weiter Linsen einweichen, wenn man sie vorgekocht und abgepackt kaufen kann und ich schließlich mein ganzes Leben lang gearbeitet habe, um über die Runden und an diese Rente zu kommen, bescheiden zwar aber immerhin meine? Kann ich mir etwa keine Dosenlinsen leisten? Warum muss ich diese Scheißlinsen hier einweichen? Und an dem Punkt habe ich alles ins Klo gekippt und bin ins Bett gegangen, weil ich fast einen Anfall bekommen hätte.

Am nächsten Tag hatte ich keine Lust, den Eintopf zu kochen, also bin ich zu La Sombrilla Mittagessen gegangen. Sie hatten nur Pizza und Farinata. Naja. Ich hörte einer Unterhaltung am Nebentisch zu. Ein Taxifahrer erzählte dem anderen, dass er in der Verwaltung anfangen würde. Die Fenster waren sauber, aber was ich sah, gefiel mir

en la Intendencia. Los vidrios estaban limpios, pero lo que veía no me gustaba. Me entró una tristeza muy enorme y pensé: “voy a llamar a Chela, pobre”. No sé por qué pensé “pobre”. Después le hablé por teléfono y estaba muy bien, viviendo en un apartamentito en Madrid, una vista preciosa, hasta muca-ma tenía. Entonces me entró la idea de ir a visitarla, ¿no? ¿Cuándo podría ver de nuevo a la Chela, que estaba bárbara y ni pensaba volver al país? Los pasajes a Europa son caros, pero, bueno, lo mismo que las lentejas.

Mis hijos y mis médicos pusieron el grito en el cielo. No, no, no, no. Un viaje en avión, con los ojos nuevos, la presión y no sé qué. Una locura. Yo los miraba, los escuchaba y no podía creer. Los nietos se metían debajo de mi cama, agarraban el control remoto, revolvían los cajones hasta que se fueron. Y vino una paz, pero una paz tan y tan impresionante, que me acordé del dinosaurio con plumas. Me vino la imagen esa. Hablé con Chela de nuevo y no fueron ni diez minutos.

Esa noche me trajeron a la nieta más grande a quedarse a dormir. Con esa sí se puede hablar, pero es medio corta de cabeza para la edad que tiene. Estaba con la computadora en la falda meta escribirse con alguien. Le pedí el celular porque quería sacar unas fotos. Ella me lo dio sin mucha intriga y ahí entré a fotografiar todo. Mi cama, el patio, la cocina, las ollas, el ropero, la puerta de enfrente, y me saqué una foto con ella, pobrecita. Tiene algo de mí. Un aire. Como que eso le gustó y a los dos minutos ya había subido la foto a internet. “Acá, con Abu”, decía y la gente opinaba, no sé, cosas. Nos dormimos y al otro día se fue. Yo me fui a la semana.

¡Qué bien que está Chela! Parece una chiquilina. Tiene unos trajecitos preciosos, de El Corte Inglés, que le salieron como si te dijera cinco euros. Una cosa así. La verdad es que no vi crisis por ningún lado. Madrid no es una ciudad que me guste demasiado, pero cómo cambió. Yo había ido de jovencita. Me acuerdo de los teatros. Ahora fuimos con Chela a ver una obra, pero era una cosa chabacana horrible, así que nos levantamos y nos fuimos a tomar un refresco a una terraza. Quedé medio callada. Por suerte Chela hacía años que no me veía, no podía darse cuenta si yo estaba triste o alegre. Yo tampoco

gar no. Mich überkam eine Riesentraurigkeit und ich dachte: „Ich rufe mal Chela an, die Arme.“ Keine Ahnung, warum ich „die Arme“ dachte. Dann rief ich sie an und es ging ihr sehr gut, sie hatte eine kleine Wohnung in Madrid mit super Aussicht und sogar ein Dienstmädchen. Da kam mir die Idee, sie zu besuchen, warum auch nicht? Chela wiedersehen, der es fantastisch ging und die nicht mal daran dachte, zurück zu kommen. Die Flüge nach Europa sind zwar teuer, aber was soll's, die Linsen schließlich auch.

Meine Kinder und meine Ärzte schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Nein, nein und nochmals nein. Eine Flugreise, mit den neuen Augen, der Druck und was noch alles. Ich sei wohl verrückt geworden. Ich sah sie an, ich hörte ihnen zu, und ich konnte es nicht fassen. Die Enkel verkrochen sich unter meinem Bett, schnappten sich die Fernbedienung und wühlten in den Kisten, bis sie wieder gingen. Und dann trat eine Ruhe ein, die dermaßen umwerfend war, dass ich an den gefiederten Dinosaurier denken musste. Das Bild kam mir einfach in den Sinn. Ich rief erneut Chela an und wir telefonierten gerade mal zehn Minuten.

An dem Abend installierten sie meine älteste Enkelin zum Übernachten in meiner Wohnung. Mit der kann man reden, aber sie ist ein bisschen kurz geraten für ihr Alter. Sie saß da mit dem Laptop auf dem Schoß und chattete mit irgendwem. Ich bat sie um ihr Handy, weil ich ein paar Bilder schießen wollte. Sie gab es mir ohne Tamtam und ich fing an, alles zu fotografieren. Mein Bett, den Hof, die Küche, die Töpfe, den Kleiderschrank, die Eingangstür, und dann machte ich ein Foto von uns beiden. Arme Kleine. Sie hat etwas von mir. So eine Ausstrahlung. Das hat ihr anscheinend gefallen und zwei Minuten später hatte sie das Foto schon ins Internet gestellt. „Bei Oma“, hieß es, und die Leute schrieben, keine Ahnung, irgendwelches Zeug dazu. Dann sind wir schlafen gegangen und am nächsten Tag ist sie wieder gefahren.

Ich bin eine Woche später gefahren. Wahnsinn, wie gut Chela aussieht! Wie ein junges Mädchen. Sie hat ein paar wunderschöne Kostümchen, vom Corte Inglés, die so ungefähr fünf Euro gekostet haben. Also, um ehrlich zu sein, ich kann hier keine Krise entdecken. Madrid ist jetzt keine Stadt, die mir über die Maßen gefällt, aber wie sie sich verändert hat! Ich war als junges Mädchen da gewesen. Ich erinnere mich an die Theater. Diesmal war ich mit Chela in einem Stück, aber das war ein furchtbar vulgärer Mist, also sind wir früher raus und in ein Straßenlokal was trinken gegangen. Ich war etwas schweigsam. Zum Glück hatte Chela mich seit Jahren nicht

me daba cuenta, pero me sentía como el T. rex con plumas. Miraba el agua y veía un espejo. Me había olvidado de que el agua reflejaba cosas, que las nubes tenían formas. Miraba a la gente caminar. Los adultos, los jóvenes, los niños, los autos. Todo moviéndose en desproporción. La gente tiene los brazos muy largos. Los ojos muy separados. Casi todos están encorvados o hablan solos. Ya no se sabe si se está en verano o en invierno. Una niña aprende a caminar. Da unos pasos y se cae. La niña llora y no quiere seguir, pero los padres la obligan, la obligan y la obligan. Entonces la niña, entre llantos, vuelve a dar unos pasos y se cae de nuevo. La gente ve la situación y sonríe. Les causa ternura. La niña, vestida con colores claros, llena de tierra. Los padres, flacos. Y yo pienso “pobre criatura, no sabe lo que está viviendo”.

gesehen, sie konnte nicht merken, ob ich traurig oder fröhlich war. Ich merkte es selber nicht, aber ich fühlte mich wie der T. Rex mit Federn. Ich blickte aufs Wasser und sah einen Spiegel. Ich hatte vergessen gehabt, dass das Wasser die Dinge spiegelt, dass die Wolken Formen haben. Ich sah die Menschen vorbeilaufen. Erwachsene, Jugendliche, Kinder, Autos. Alles bewegte sich disproportional. Die Leute haben sehr lange Arme. Weit auseinander stehende Augen. Fast alle gehen krumm oder reden mit sich selbst. Man weiß nicht, ob es noch Sommer oder schon Winter ist. Ein Mädchen lernt laufen. Sie geht ein paar Schritte und fällt um. Das Mädchen weint und will nicht weiterlaufen, aber die Eltern zwingen sie und zwingen sie und zwingen sie. Also läuft das Mädchen unter Tränen wieder los und fällt wieder um. Die Leute bemerken die Szene und lächeln. Entzückend finden sie das. Das Mädchen, gekleidet in helle Farben, völlig eingestaubt. Die Eltern, schlank. Und ich denke mir: „Armes Kind, sie weiß ja gar nicht, wie ihr geschieht.“

[En: Dani Umpi: *¿A quién quiero engañar?*,
Montevideo: Criatura Editora, 2013]



LYRIK:

YOLANDA

ARROYO

PIZARRO

Übertragung:
Karina Theurer

Tamarindo

Cuando se toma un tamarindo con la punta de los dedos, se parte, se abre, se remueve la cáscara y se coloca en la entrepierna, y se lame, se empuja con la lengua, se saborea y se retira la pulpa de la pepita a mordisquitos, pedazo a pedacito, y se presiona contra las paredes de piel abultadas, levantadas, inflamadas y rosas, un poco embarradas, y se promete con los ojos cerrados acariciarte el alma, venir a redimir lo ya vivido, llegar a sanarte, a colocarte curitas, decirte pegadita a los labios mordidos que “eres mi todo”, y prometer las mejores noches, los mejores días, y te juegan con los rollitos de cabello a medio crecer y te muerden la espalda, y te marcan de jiquis los pechos, y te estampan un cardenal en el cuello porque su mano se ha cerrado sobre la nuca, y te susurran el nombre, ese nombre mientras te bailan las caderas, y te danza la pelvis o se te derraman los jugos por todas las hendidias, y se acaba la masa, escasea la médula frutosa, te juran clavarte así, clavarte así, así siempre y te taladran el labio inferior mientras uno, dos, tres dedos abren tus cuencas, todas ellas, y se entremezclan todos los sabores agrios, más agrios, dulces, empalagosos, y esta mujer se estira y se ladea, juega a embestirte y se viene, entonces, solo entonces se ha probado verdaderamente el tamarindo.

Tamarinde

Wenn jemand eine Tamarinde mit den Fingerspitzen nimmt, entzwei knackt, aufbricht, aus ihrer Hülse löst und zwischen die Schenkel legt, ableckt, mit der Zunge anstößt, sie kostet, das Fruchtfleisch mit den Zähnen Stück für Stück von den Kernen zieht und gegen die anschwellende, aufwachsende, pulsierende, rosige und sacht verschmierte Haut drückt, mit geschlossenen Lidern verspricht, deine Seele zu liebkosen, dich von deinen Gespenstern zu erlösen, dich zu gesunden, mit Pflastern zu versorgen, nah der umspielten Lippen „du bist mein ein und alles“ zu flüstern, dir die schönsten Nächte, die schönsten Tage zu schenken, deine nachgewachsenen Haare kringelt, in deinen Rücken beißt, an den Brüsten bis zur Verfärbung saugt, deinem Hals einen blauen Fleck aufstempelt, weil die Hand zu fest um deinen Nacken griff, und deinen Namen gurrt, diesen Namen während deine Hüften tanzen und dein Becken pocht oder der Saft in alle Fugen dringt, das Mark zur Neige geht, der Fruchtbrei schwindet, schwört, es mit dir zu treiben, es immer wieder mit dir zu treiben und sich in deine innere Lippe bohrt, während ein, zwei, drei Finger deine Wölbungen erkunden, alle, und sich die herben, sauren, süßen, zuckrigen Geschmacksnuancen mischen, und diese Frau sich streckt und windet, dich nicht mehr lassen kann und kommt, dann, nur dann, kostete jemand wirklich die Tamarinde.

Extrañas nuestras charlas

Extrañas nuestras charlas
y si es eso lo único que extrañas
te conjuro a que te conviertas en viento
en humo
en sílabas que viajan con el polvo del desierto del Sahara

Si eso es todo
fuimos nada
poco más que una ventisca
una lluvia de Oriónidas de octubre
un caracol granulado
el cascarón de un cobito
con veintiún años de melancolías

Si no maldices mi ausencia
entonces no quiero haber sido presencia
no quiero haber besado
sido besada
haber jugado a ser tu virgen
tu parto
tu princesa sin castillo
tus estrías con sabor a miel

Sigo aquí y me entretengo
despeinando orquídeas, madre selvas
despintando marquesinas
descascarando el primer beso
deshojando las primicias de un apretón de pechos
arrancándome de adentro los dedos falotizados
marchitando tu lengua colonizadora
Y aborrezco cada sistole y diástole
porque cada bombeo de sangre
lleva marcado tu andrógono nombre

Extrañas nuestras charlas
y si no me sueñas
si no te duele
si no se te acongojan los ojos
si no salivas por mi memoria
ni se te hincha el anhelo de reclamarme
ni sacudes la cabeza para echar a un lado mi recuerdo
Y si no te muerdes los labios
ni te sangran
si no gimes con los puños
ni las manos se te acalambran
entonces no me extrañes

Du vermisst unsere Gespräche

Du vermisst unsere Gespräche
und sollte es das Einzige sein was du vermisst
verfluche ich dich auf dass du Wind werdest
Rauch
Silben die mit dem Sand der Sahara wandern

Sollte dies alles sein
waren wir gar nichts
eine läppische Bö
Orioniden im Oktober
ein zermalmtes Schneckenhaus
die Schale einer Seemuschel
mit einundzwanzig Jahren Melancholie

Solltest du nicht beklagen dass ich weg bin
will ich nicht da gewesen sein
will nicht geküsst haben
geküsst worden sein
gespielt haben ich sei deine Jungfrau
deine Geburt
deine Prinzessin ohne Schloss
deine honigsüßen Hautfältchen

Hier bin ich und zerzause
Orchideen, Jelängerjelier
bleiche Sonnensegel
zerpflücke den ersten Kuss
rupfe den Nachhall von Händen von meiner Brust
entreiße meinem Innersten die phallusierten Finger
lasse deine kolonisierende Zunge welken
Und verabscheue jede Systole und Diastole
weil jedes Pumpen meines Herzens
deinen androgenen Namen trägt

Du vermisst unsere Gespräche
und solltest du nicht von mir träumen
sollte es nicht schmerzen
sollten deine Augen nicht tränen
sollte beim Gedanken an mich nicht dein Speichel fließen
und das Verlangen nach mir dich nicht blähen
das Rütteln am Kopf nicht letztes Mittel sein mich loszuwerden
Und solltest du dir nicht auf die Lippen beißen
sollten sie nicht bluten
sollten deine Fäuste nicht seufzen
und deine Hände nicht krampfen
dann vermisse mich nicht

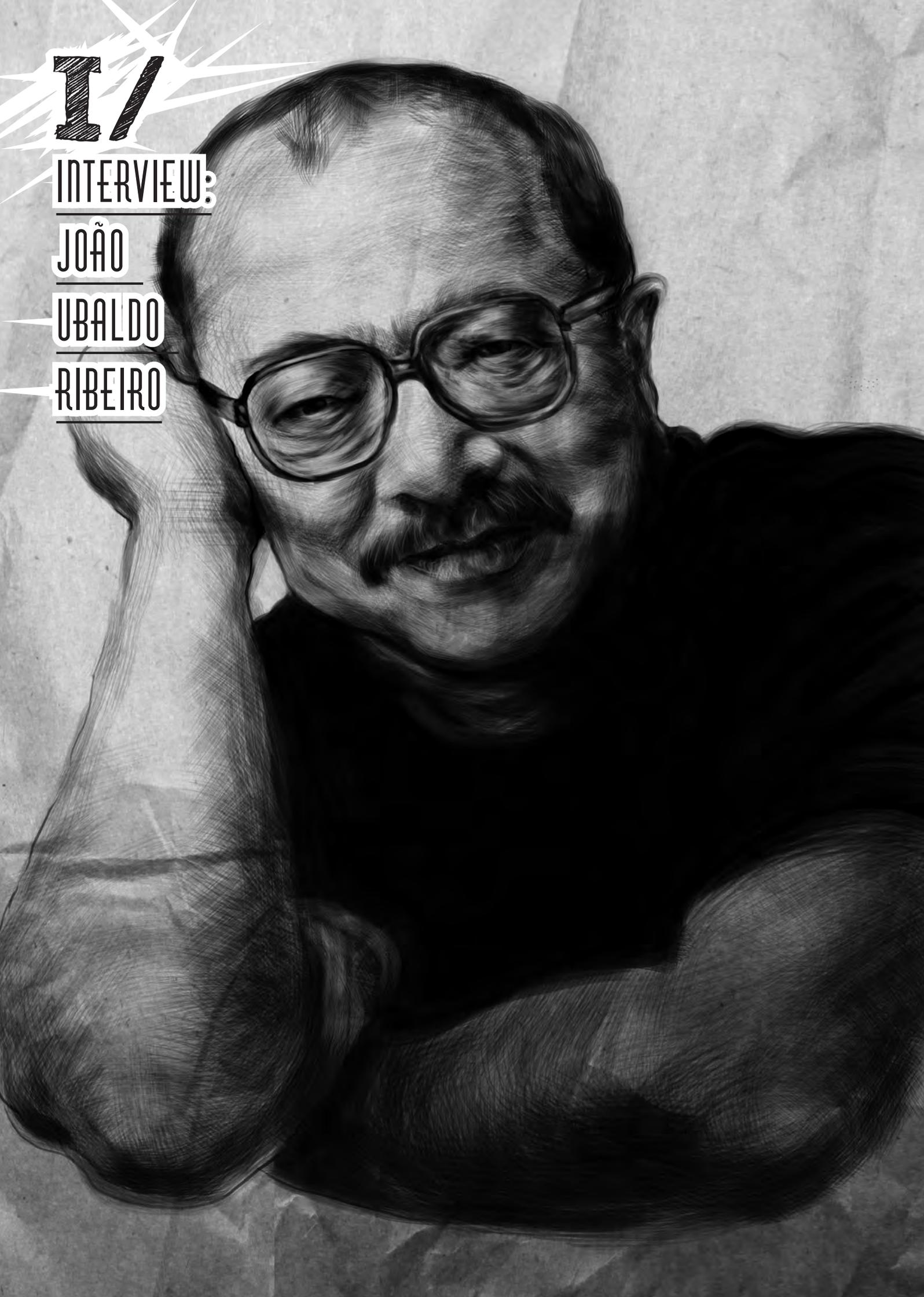
I/

INTERVIEW:

JOÃO

UBALDO

RIBEIRO



Notícias de um brasileiro em Berlim / Aufzeichnungen eines Brasilianers in Berlin

Text: Leonardo Pascuti, Übersetzung: Sabine Erbrich, Illustration: Eliécer Salazar Pertuz

No lugar deste texto deveria estar uma entrevista com o autor João Ubaldo Ribeiro. Desafortunadamente, faleceu antes que pudéramos realizar-la. Que essas páginas sirvam como memória e homenagem.

Redação alba

*Ursprünglich sollte an dieser Stelle ein Interview mit dem brasilianischen Autor João Ubaldo Ribeiro folgen. Doch leider kam es anders, denn bevor das Gespräch durchgeführt werden konnte, ist der Schriftsteller verstorben. Die folgenden Zeilen sollen als Erinnerung und Hommage dienen.
Die alba-Redaktion*

Outro dia, não sei se faz muito ou pouco tempo, fui ao encontro de uma pessoa nas proximidades da Ku'damm, bairro onde vive. O muro ainda existe, mas agora há permissões para que uns poucos possam tirar suas fotos. Ele é escritor. Brasileiro de nome alemão. Johann Bach[1], baiano, americano, berlinense, carioca. Homenagem do pai ou estratégia de integração. Chegou em Berlim com uma bolsa do DAAD, não chegou foi ao encontro. Ou chegou tarde, não sei. Não importa, também era tarde para mim. Tarde para lhe perguntar, o que é estar em Berlim?

Cheguei atrasado, sentei num bar, pedi uma cerveja e comeci a passar os olhos sobre uma pequena biografia do autor. Preparei-me, pois algo deveria dizer sobre a chegada e a primeira vez em

An jenem Tag – ich kann gar nicht mehr sagen, ob es schon lange her ist oder nicht – war ich auf dem Weg zu einem Treffen nahe des Berliner Ku'damms, des Kiezes, in dem die Person wohnte. Die Mauer gibt es immer noch, heute werden aber nur noch Genehmigungen erteilt, damit einige wenige ihre Fotos schießen können. Er ist Schriftsteller. Brasilianer mit deutschem Namen. Johann Bach[1], er stammt aus Bahia, ist Amerikaner, Berliner und auch Bewohner von Rio de Janeiro. Vielleicht eine Hommage an den Vater, oder eine Integrationsstrategie. Nach Berlin kam er mit einem Stipendium des DAAD, zu unserem Treffen aber kam er niemals. Oder vielleicht kam er zu spät, ich weiß es nicht. Es spielt keine Rolle, es war jedenfalls zu spät für mich. Zu spät, um ihn fragen zu können: Was bedeutet das, in Berlin sein?

Ich kam ein wenig verspätet an, setzte mich in eine Bar, bestellte ein Bier und begann, die Kurzbiografie des Autors zu

[1] Tradução em alemão de João Ribeiro

[1] Deutsche Übersetzung von João Ribeiro

Berlim, algo muito parecido a uma epopeia. Começa dentro de aviões cada vez menores, passando por saguões sem fim no aeroporto de Frankfurt e terminando onde verdadeiramente começa a epopeia: no bairro, no prédio, no apartamento e outros microclimas que depois te custam muito abandoná-los. Foi assim pra mim, deve ter sido pra ele. Ademais vou ao Brasil sempre que posso e o aeroporto de Frankfurt me parece maior que o Brasil. Um conhecido havia me dito que ele era tartamudo. Devia ser o alemão.

Viver na Ku'damm me pareceu presunçoso a princípio. Olhar para a periferia próxima ao muro, e ver no outro lado o símbolo da decadência representada por camelôs que agora vendem chapéus e cantis, lixo da Perestroika, da China capitalista. Se bem que já faz tempo, se bem que ainda estão os camelôs, se bem que dar uma volta por Marzahn não seja roteiro turístico. Mas Ku'damm, o que há em Ku'damm? Se bem que Prenzlauer Berg tenha mudado tanto. Se bem que eram os "Polen", se bem que são os "Türken". Coisa de estrangeiro, se diz às vezes. Dessas coisas que te assustam, como quando a campainha toca e um policial de 1,90m em frente à porta apenas te diz: roubaram uma churrasqueira de um vizinho, estamos investigando os moradores. Sorte, não fui eu, mas passou perto. Como quase alemão posso comprar comida alemã, Bratwürste com Pommes Frites, Pizzas e Kebaps e dizer "Ich bin ein Berliner"! Muito mais como estratégia de sociabilidade que ajuda a esconder a infinita distância com o cotidiano. Nem Kennedy era "Berliner" nem o "Berliner" é alemão. O autor não saberia desse dado cultural, vivia há menos de um ano na cidade e pensei em surpreendê-lo mas desisti. Em algum momento um alemão desses da Bavária lhe contaria imitando o dialeto local.

Passsei o olho pelo cardápio, pedi outra cerveja e cogitei uma dose de whisky ou uma garrafa de Club-Mate, bebida da moda que promete curar a ressaca. Se por um lado fariam falta os acepipes de botequins cariocas, por outro, transbordariam problemas comuns de tradução cultural. Não importa. Ele não apareceu e eu fiquei ali próximo à Ku'damm, num bar, numa mesa na calçada observando aquelas bicicletas sem paciência voan-

überfliegen. Ich bereitete mich vor, irgendetwas würde er sicherlich zu sagen haben über die Ankunft und seinen ersten Berlinaufenthalt, einem Epos gleich. Die Reise beginnt in immer kleiner werdenden Flugzeugen, zieht sich durch die schier endlosen Hallen am Frankfurter Flughafen und endet dort, wo das eigentliche Epos beginnt: im Kiez, im Wohnhaus, in der Wohnung und all den anderen Mikrowelten, die man später nur schweren Herzens zurücklässt. So ging's mir, so muss es auch ihm ergangen sein. Außerdem fliege ich nach Brasilien so oft ich kann, und der Frankfurter Flughafen kommt mir definitiv größer vor als Brasilien. Ein Bekannter hatte mir gesagt, er stottere. Das musste wohl am Deutsch liegen.

Wie eitel, am Ku'damm zu wohnen, dachte ich zunächst. Mit Blick auf das unmittelbare Umfeld der Mauer und gleichzeitig auf die Versinnbildlichung der Dekadenz in Form von Straßenverkäufern, die nun Kopfbedeckungen und Feldflaschen verkaufen, den Müll der Perestroika, des kapitalistischen Chinas. Obwohl es schon lange her ist, obwohl die Straßenverkäufer noch immer da sind, obwohl eine Spritztour durch Marzahn in keinem Touristenreiseführer steht. Aber Ku'damm? Was gibt's schon am Ku'damm? Obwohl sich der Prenzlauer Berg stark verändert hat. Obwohl man von den „Polen“ sprach, von den „Türken“ spricht. Typisch Ausländer, heißt es manchmal. Diese Dinge, die dir einen Schrecken einjagen, zum Beispiel wenn es klingelt, und ein 1,90-Meter-Polizist vor deiner Nase steht und nichts weiter sagt als: Der Grill eines Ihrer Nachbarn wurde gestohlen, wir befragen die Anwohner. Zum Glück war's nicht ich, aber beinah! Als Fast-Deutscher kann ich deutsches Essen kaufen, Bratwurst mit Pommes Frites, Pizza und Kebab, kann sagen: „Ich bin ein Berliner!“ Aber all das ist eher ein Hilfsmittel, um die unendliche Distanz zum deutschen Alltag zu verbergen, als eine Sozialisierungsstrategie. Weder war Kennedy ein „Berliner“ noch ist der „Berliner“ ein Deutscher. Der Schriftsteller wüsste wahrscheinlich nichts von dieser kulturellen Gemengelage, er lebte seit knapp einem Jahr in dieser Stadt, und ich wollte ihn anfangs überraschen, aber ich hielt mich zurück. Irgendwann würde ihm einer von diesen Deutschen aus Bayern in seinem Lokaldialekt davon berichten.

Mit einem Auge lugte ich hinter der Speisekarte hervor, bestellte ein weiteres Bier, und dachte über einen Schluck Whiskey nach, oder eine Flasche Club Mate, Trendgetränk und angebliches Wundermittel gegen Kater. Auch wenn einerseits die Leckerbissen der *Botecos* von Rio de Janeiro fehlen würden, würden wir andererseits auf zahlreiche gemeinsame Probleme kultureller Übersetzung stoßen. Es spielte keine Rolle. Er tauchte nicht auf, und ich harrte weiter aus, dort,

do baixo pela ciclovia e buzinando a cinquenta metros de distância de qualquer transeunte que ousasse cruzar o caminho. Deveria ser também algo que compartilharíamos, o tema das bicicletas, e o das caixas de supermercado, e dos vasilhames, os controladores de trem e os alugueiros na ex-República Democrática Alemã que não param de subir.

Era um dia de muito calor, gotas de suor escorriam pescoço abaixo pela camisa aberta, os óculos escorregavam pelo nariz e a cada minuto, com um lenço de papel, tinha de limpar a fronte do crânio marcada pela calvície e o bigode encharcado de cerveja. Pensei que no caso de que nunca chegasse, iria até um lago dar um mergulho. Halensee era o mais próximo. Assim aproveitava para ver o espetáculo de nudismo. Seguramente já não era um espetáculo. Há cada vez menos nudistas e cada vez mais turistas. A gente da moda dos clubes da moda dos fins de semana da moda que de modo nenhum tiram a roupa. O que ainda não é moda é a língua portuguesa, mas tenho a impressão que já não somos a coroa de frutas de Carmen Miranda. Poucos canibais ainda resistem. Uma pequena a Livraria. O Brasil mudou em Berlim, mas disso ele sabia.

Ficou tarde, ainda havia muita luz. Paguei a conta com umas moedas que valem um almoço, fui embora sem entrevista. Antes de voltar a Neukölln, decidi passar, só por curiosidade, em frente a sua casa. De repente, estava encostado no muro do edifício fumando um cigarro. Sabia onde morava, Storkwinkel 12. Rua arborizada, já muito silenciosa no fim da tarde, mas em meio àquele lugar próspero dos anos noventa.

Cheguei a pensar em marcar uma outra entrevista para perguntar o que havia mudado em Berlim desde sua chegada, ou talvez tivesse decidido que eu mesmo escreveria algo sobre um brasileiro em Berlim e lhe mandaria amanhã, quem sabe.

in der Nähe des Ku'damms, in einer Bar, an einem Tisch auf dem Bürgersteig, und beobachtete die ungeduldigen Radfahrer, die tief auf den Fahrradwegen vorbeiflogen und bereits wild zu klingeln begannen, wenn sich in fünfzig Metern Entfernung ein Passant erdreistete, auch nur die Straße zu überqueren. Das dürfte ein weiteres Thema sein, das wir gemein hätten, die Radfahrer, oder die Supermarktkassen, das Leergut, die Fahrkartenkontrolleure und die ständig steigenden Mieten in der Deutschen Ex- Demokratischen Republik.

Es war ein sehr heißer Tag, Schweißtropfen rannen den Hals hinunter ins aufgeknöpfte Hemd, die Brille rutschte auf die Nase, und jede Minute musste ich mir mit einem Papiertaschentuch die von der Kahlköpfigkeit bedrohte Stirn und den biergetränkten Bart abwischen. Ich überlegte, an einen See zu fahren und schwimmen zu gehen, falls er nicht mehr auftauchen sollte. Halensee lag am nächsten. Die Gelegenheit könnte ich gleich nutzen, um mir das Nudismus-Spektakel anzuschauen. Sicherlich gab es in der Zwischenzeit gar kein Spektakel mehr. Es gibt immer weniger Nudisten und immer mehr Touristen. Die hippen Leute der hippen Clubs der hippen Wochenenden, die niemals ihre Kleidung ausziehen würden. Was noch immer nicht hip ist, ist die portugiesische Sprache, aber ich habe den Eindruck, dass wir zumindest nicht mehr Carmen Mirandas Fruchtkrone sind. Ein paar Kannibalen gibt es noch. Eine kleine *a Livraria*. Das Brasilien Berlins hat sich gewandelt, aber das wusste er.

Es war spät geworden, es war immer noch hell. Ich zahlte die Rechnung mit ein paar Münzen, die ein Mittagessen wert waren, und ging ohne Interview. Ich beschloss, vor der Rückfahrt nach Neukölln an seinem Haus vorbeizulaufen, rein aus Neugierde. Plötzlich lehnte er dort an der Hauswand und rauchte eine Zigarette. Ich wusste, wo er wohnte, Storkwinkel 12. Eine von Bäumen gesäumte Straße, schon sehr ruhig an diesem Abend, aber nur noch entfernt jener mondäne Ort der neunziger Jahre.

Ich überlegte, ob ich einen weiteren Interviewtermin vereinbaren sollte, um ihn zu fragen, was sich seit seiner Ankunft in Berlin verändert habe, oder vielleicht hatte ich bereits beschlossen, dass ich selbst etwas über einen Brasilianer in Berlin schreiben und es ihm „morgen“ schicken würde, wer weiß.

P/

PROSA:

ODETTE

CASAMAYOR-

CISNEROS



La Rotura / Die Zerreißung

Übersetzung: Léonce W. Lupette, Illustration: Carolina Rubio

*“Love is a spark lost in the dark, too soon, too soon.”
Speak Low, que escribió Ogden Nash,
que cantó Billie Holiday, en remix de Bento.*

Coming to break you off! I’m coming to break you off! Coming to break you off! Off! Off! Me instalé en el iPod la selección de remixes. En random. El original de The Roots se repetía a veces, aunque ese día precisamente –no siempre– la versión de Physics Bootleg era mi preferida. Trepidante. Solo así, ensordecida dentro de un flow circular, pudo cortar transversalmente mi cuerpo la muchedumbre atravesada en Houston y Broadway, a la salida del subway. En todas sus versiones, Coming to break you off. No escuchaba nada más allá de las rimas. Como si el mundo afuera permaneciese ágil pero mudo, y dentro de mí toda la música posible. El beat haciendo andar las piernas, ordenando inapelable desde la más recóndita célula. Podía ser lo mismo New York que Dakar. Iba el cuerpo solo. Breaking. Incluso sin tener muy claro qué romper. Sabe bien mi cuerpo, sin embargo, que si atravesaba en diagonal la gasolinera encogía camino a Prince. Pero yo no sabía. Solo mi cuerpo. Lo seguía. El ritmo en los oídos en la sangre y el cuerpo navegando sin querer dejándose arrastrar hasta la esquina de Prince con Crosby. Ahí está el Savoy, un pequeño restaurante con su barrita y la carta de vinos que me gusta, pero que en realidad no está en New York. Ni en Dakar. Tampoco en Madrid.

Yo sugerí el encuentro. Recuerdo. No hay entonces error de orientación. Fui yo quien dio cita en el lugar discreto, pequeño, smooth, smooth, cerca

*„Love is a spark lost in the dark, too soon, too soon.“
Speak Low, geschrieben von Ogden Nash,
gesungen von Billie Holiday, Bent Remix.*

Coming to break you off! I’m coming to break you off! Coming to break you off! Off! Off! Ich habe mir die Remix-Auswahl auf den iPod geladen. Auf random. Das Original von The Roots wurde manchmal wiederholt, wenngleich mir besonders heute – nicht immer – die Version von Physics Bootleg am besten gefiel. Erschütternd. Nur so, in diesem zirkularen Flow betäubt, vermochte es mein Körper, die strömende Menge an der Ecke Houston Street/Broadway, am Subwayausgang, diametral zu durchschneiden. In allen seinen Versionen, Coming to break you off. Ich hörte nichts als die Reime. Als verbliebe die Außenwelt dynamisch aber stumm, und in mir alle Musik der Welt. Der Beat bewegt die Beine, waltet unwiderruflich von der verborgenen Zelle aus. Es hätte ebenso gut Dakar wie New York sein können. Der Körper ging selbständig. Breaking. Ganz ohne dass klar gewesen wäre, was gebrochen werden sollte. Mein Körper allerdings weiß genau, dass er quer über die Tankstelle direkt auf die Prince Street zuläuft. Aber ich wusste es nicht. Nur mein Körper. Ich folgte ihm. Den Rhythmus im Ohr im Blut und der Körper, der sich willenlos treibend zur Ecke Prince/Crosby Street reißen ließ. Dort ist das Savoy, ein kleines Restaurant mit seiner Theke und der Weinkarte, die mir gefallen, das sich aber eigentlich nicht in New York befindet. Auch nicht in Dakar. Oder in Madrid.

Ich hatte das Treffen vorgeschlagen. Das weiß ich noch. Also kein Orientierungsfehler. Ich war es, die die Verabredung an diesem Ort ausgemacht hatte – klein, smooth, smooth, nah an allem, jedenfalls an allem was mich interessieren könnte. Warum ich das getan hatte? Die gehillte Musik, für relaxte

de todo, o al menos de todo lo que me pueda interesar. ¿Para qué lo habré hecho? La música cool, para gente relajada. El rap lo traigo yo en mi cabeza, de eso nadie tiene que enterarse. Me gusta el Savoy. Un buen Bordeaux borraría la desilusión si fuese necesario. Exquisita la cena si la buena suerte nos acompañaba y de una en una las palabras se juntaban y se hiciera posible continuar a más. Debería estar relajada como la clientela del Savoy. Pero, Coming to break you off!, al salir del metro con todas las preguntas aún flotando en el aire frío de marzo, todavía no puede saberse por qué, para qué, hacia quién iba mi cuerpo camino a Crosby y Prince.

Durante años lo odié. Sin explicaciones. El llano odio tranquilo pero seguro cerrándose hacia el epicentro del cypher. Off! Off! Off! Tampoco imaginaba qué había pasado con él. Cabía, sin embargo, suponer que, veinte años escurridos, convertido Iñaki en temido agente literario, no podía perder mucho tiempo conmigo y apenas me esperaría durante los típicos cinco minutos de cortesía. Por eso había llegado lo más tarde posible, con la deliberada y secreta esperanza de no encontrarlo aún acodado a la barra del Savoy. Solía aparecer más o menos tarde en todas mis citas porque, aunque ahora calzase Manolo Blahnik y desayunara bagels, pancakes, eggs and bacon en lugar de solo croissants y café, yo seguía aplicando mi reglamentario quart d'heure parisien. Pero esta vez la tardanza contenía toda la perfidia, toda la alevosía. Cualquiera que no fuese yo habría seguido en el 6 hasta la estación de Spring y Lafayette y caminar apenas ¿cuántas? ¿una, dos calles?, sin tener que atravesar la multitud, elegantemente, en suave taconeo Blahnik, aparecer serena en el Savoy, cool. Cualquiera menos yo, empecinada en llegar tarde y con el ceño fruncido, preguntando, preguntándome por qué, y sin responder porque secretamente sabía que no habría incógnita ni respuesta, solo deslizarse como se puede, a contracorriente, con suma lentitud, hasta lo incierto, y ahí seguir. Una vez fuera del metro en Houston me demoré aún más buscando alargar el tiempo, como si fuera elástico, obligarles a las horas a sacar voz y que lanzaran de una vez las respuestas necesarias. ¿Para qué había llamado a Iñaki? ¿Por qué respondió? ¿Qué haremos en el Savoy, él y yo veinte años después de todo?

Leute. Den Rap trage ich in meinem Kopf, das muss aber keiner wissen. Ich mag das Savoy. Ein guter Bordeaux würde die Enttäuschung wegsülen, falls nötig. Vorzüglich das Essen, wenn das Glück uns hold sein und Wort in Wort sich fügen und zu mehr führen sollte. Ich hätte relaxt sein sollen wie die Kundschaft des Savoys. Aber, Coming to break you off!, als ich aus der U-Bahn kam mit all den Fragen, die frei in der kalten Märzluft flottierten, war es noch unmöglich, zu wissen, warum wozu zu wem mein Körper die Ecke Crosby/Prince Street anpeilte.

Jahrelang habe ich ihn gehasst. Ohne jede Erklärung. Der gleichmäßige Hass, ruhig aber sicher, der sich zum Epizentrum der Cypher hin schürt. Off! Off! Off! Auch hatte ich keine Ahnung, was aus ihm geworden war. Es war jedoch anzunehmen, dass Iñaki, nach zwanzig Jahren, mittlerweile gefürchteter Literaturagent, nicht viel Zeit für mich haben und höchstens die typischen fünf Höflichkeitsminuten warten würde. Deshalb war ich so spät wie möglich gekommen, mit der vorsätzlichen und heimlichen Hoffnung, ihn nicht mehr an der Bar des Savoys lehrend anzutreffen. Ich kam zu nahezu allen Verabredungen mehr oder weniger zu spät, weil ich, obgleich ich jetzt Manolo Blahniks trug und Bagels, Pancakes, Eggs and Bacon aß statt bloß Croissants und Café, weiterhin mein obligatorisches Quart d'heure parisien pflegte. Dieses Mal aber lag in der Verspätung alle Perfidie, alle Arglist der Welt. Jeder andere wäre mit der 6 weiter bis Spring/Lafayette Street gefahren und höchstens – wie viele? – eine, zwei Straßen gelaufen, ohne die Menge durchqueren zu müssen, elegant, mit leichtem Blahnikklackern, gelassen im Savoy erscheinend, cool. Jeder außer ich, die ich auf dem Zuspätkommen beharrte, mit gerunzelter Stirn, fragend, mich fragend warum, und ohne Antwort, weil ich insgeheim wusste, dass es weder Unbekannte noch Antwort geben würde, nur sich nach Möglichkeit gleiten lassen, gegen den Strom, mit großer Langsamkeit, Richtung Ungewissheit, und von dort aus weiter. Nachdem ich an der Houston Street ausgestiegen war, habe ich mich sogar noch mehr verspätet, habe versucht, die Zeit auszudehnen, als wäre sie elastisch, die Stunden zum Sprechen zu zwingen, damit sie ein für alle Mal die nötigen Antworten ausschleuderten. Weshalb hatte ich Iñaki bloß angerufen? Warum nur hatte er abgenommen? Was sollten wir im Savoy tun, er und ich zwanzig Jahre danach?

Der Hass, der sich ablagert, und der Baske Iñaki waren schuld daran, dass ich zu der wurde, die ich nun bin. Die, die ins Bodenlose fällt. Von Bett zu Bett, immer weiter von mir selbst entfernt. Obgleich ich nicht zu sagen vermag, wo

El odio que se sedimenta y el vasco Iñaki era el culpable de que yo fuese quien ahora soy. Esa que cae sin fondo. De cama en cama cada vez más lejos de mí misma. Aunque tampoco supiese dónde se escondía ese “mí misma” del que había salido inicialmente. Quizás por eso estaba ahora tras Iñaki, esperando descubrir las coordenadas de lo que se supone sea yo, la que ya no soy; yo detrás y dentro del churre de sábanas siempre más y más decadentes, años y años, uno después del otro. Yo bajando a mi vejez. Iñaki el primero. O el último, según se mire desde adelante o por detrás. Todo es cuestión de perspectiva. Atrás... buscaron mis labios una risa cómplice, pero no había nadie para reír conmigo. Reí entonces sola. Por atrás no me gusta. No sé por qué ni recuerdo bien cuándo dejé de ponerme en cuatro patas y aceptar hombres entre las nalgas.

El primero en conocer mi cuerpo de mujer, el último que me vio de niña. Me gustaría saber si recuerda este detalle. Preguntarle a Iñaki si se acuerda de haberme roto el himen veinte años atrás en un hostel de la Gran Vía. ¿Qué fui antes? ¿Existirá algún fósil de la niña que fui? ¿Lo conservará en una cajita tapizada de fieltro, como un diente de leche? De repente, me paré en seco, a punto de entrar al Savoy. Suena muy raro todo esto. I'm coming to break you off... era entonces un remix smooth demasiado smooth. No encaja si recuerdo a Iñaki tan bello y tan vasco. Ni siquiera sé de quién es esta versión. No parece lo que es, pero nada lo parece, nada es y hay que seguir adelante. Me sacudí la mente. Al final todo es un poco mórbido. No raro. Apagué el iPod. Solo mórbido. Un himen en caja de fieltro negra. Correr y perderme. Siempre es bueno perderse. Si me pierdo, no tengo que preocuparme por recordar quién fui antes. Pero ahí estaba infestada de preguntas, tentada de preguntarle a Iñaki si recordaba haberme roto el himen veinte años antes una noche de principios de junio en Madrid. Yo recuerdo. La película de los Blues Brothers. Nunca los volví a escuchar. Ni por casualidad. Ni siquiera en remix. Pero entonces, pocas cervezas. La noche escasa de los tiempos equinociales. Un club de salsa e Iñaki y sus manos y su lengua y yo sin saber muy bien qué estaba pasando. Desde la oscuridad de un cuarto en la Gran Vía aún me llega cierto perfume como de almizcle que no he vuelto a oler. Salía de su piel y en medio de mi olvido aquella noche, sin embargo,

sich dieses „mir selbst“ versteckt, von dem ich ursprünglich ausgegangen war. Vielleicht war ich jetzt deshalb hinter Iñaki her, in der Erwartung, die Koordinaten dessen zu finden, was angeblich ich sei; die, die ich nicht mehr bin – ich hinter und mitten im immer abgenutzteren Bettdeckenknäuel, Jahr auf Jahr, eins nach dem anderen. Ich, mein Alter runterstürzend. Iñaki der erste. Oder der letzte, je nachdem, ob von vorne oder von hinten betrachtet. Alles ist eine Frage der Perspektive. Hinten ... suchten meine Lippen ein komplizierendes Lachen, aber da war keiner, um mit mir zu lachen. Also lachte ich alleine. Von hinten mag ich es nicht. Ich weiß nicht warum, noch genau, wann ich aufgehört habe, auf alle Viere zu gehen und Männer zwischen die Arschbacken zu lassen.

Der erste, der meinen Frauenkörper kennengelernt, der letzte, der mich als Mädchen gesehen hat. Ich wüsste gerne, ob er sich an dieses Detail erinnert. Iñaki fragen, ob er sich daran erinnert, dass er mir das Hymen zerrissen hat, vor zwanzig Jahren in einem Hostel auf der Gran Vía. Was war ich davor? Ob es irgendein Fossil gibt von dem Mädchen, das ich war? Ob er es aufbewahrte, in einer filzgefütterten Schachtel, wie einen Milchzahn? Plötzlich blieb ich stehen, abrupt, auf der Schwelle zum Savoy. Das alles klingt sehr seltsam. I'm coming to break you off ... das war ein smoother Remix, der zu smooth war. Es passt nicht, wenn ich Iñaki so schön und so baskisch erinnere. Ich weiß nicht einmal, von wem diese Version ist. Es ist nicht wie es scheint, aber nichts ist wie es scheint und man muss weiterkommen. Ich riss mich zusammen. Letztlich ist alles ein bisschen morbid. Nicht seltsam. Ich schaltete den iPod aus. Nur morbid. Ein Hymen in einer schwarzen Filzschachtel. Rennen und mich verirren. Es ist immer gut, sich zu verirren. Wenn ich mich verirre, muss ich mich nicht darum kümmern, mich daran zu erinnern, wer ich vorher war. Aber hier war ich, befallen von Fragen, dazu hingerissen, Iñaki zu fragen, ob er sich daran erinnere, mir das Hymen eingerissen zu haben, vor zwanzig Jahren in einer frühen Juninacht in Madrid. Ich erinnere mich daran. Der Blues Brothers-Film. Nie wieder habe ich die gehört. Nicht mal zufällig oder als Remix. Aber damals, ein paar Bier. Die spärliche Nacht der Äquinoktien. Ein Salsaclub und Iñaki und seine Hände und seine Zunge und ich ohne recht zu wissen, was vor sich ging. Aus der Dunkelheit eines Zimmers der Gran Vía erreicht mich noch ein gewisser Duft, wie Moschus, den ich nie wieder gerochen habe. Er strömte aus seiner Haut und inmitten meiner Vergessenheit jener Nacht erinnere ich doch, wie ich ihn in all meine Poren eindringen spürte, den Moschus. Ohne ihn zu begehren, den schönsten aller Männer, beginnt zu geschehen, was zu

recuerdo cómo lo sentía entrándome por los poros, el almizcle. Sin desearlo a él, el más bello entre los hombres, comienza a suceder lo que yo más quería que pasara. Iñaki más bello que un Adonis. Yo no lo amaba, pero ansiaba dejar de ser virgen. Tras las caricias que no puedo recordar, fue la angustia porque mi himen parecía esconderse más y más, según él me penetraba, como retrocediendo adentro. No queriendo que aquello pasara de una vez. Desesperada yo deseando solamente la rotura. El cuerpo no quería. Yo sí. Nunca pregunté qué querría el vasco Iñaki.

He entrado al Savoy. Él ya no está en la barra. Sonaba un remix muy suave de alguna canción de Billy Holiday. Debería haber pedido un vino. La selección del Savoy es excelente. Ordené en cambio un vodka martini. Speak Low, creo que pasaban Speak Low. ¿Será aún bello el bello Iñaki?, me asusté. Pero I am coming to break you off. Iñaki. Con Grey Goose. ¿Por qué me expulsó entonces? Todavía pegada en la memoria la rima de The Roots. A pesar del meloso lullaby de la Lady Day en remix. Break you off. Dirty? No, just two olives. Y recuerdo. Si recuerdo, de repente, solo entonces el rapeo en mi cabeza se detiene.

Creo que, cuando al fin ocurrió lo que yo quería que ocurriese, suspiré, más que chillar que es lo que parece que les pasa a las chicas cuando les parten el himen, en las películas al menos. Nada de aullidos en mi primera noche. No recuerdo haber sentido dolor sino alivio. Y luego en la mañana buscaba las manchitas de sangre en las sábanas para estar segura de que había sucedido al fin, que ya era libre. Solo quien está roto empieza a perderse, comienza a ser libre. Demasiada libertad la mía. Forzada. Yo no quería irme, pero Iñaki no quería verme más. Se corre más rápido siendo libre. Se corre mucho. No paré. Le di tres vueltas a Europa sin pisar Madrid. Me detuve algunos años en París, lo suficiente para madamizarme y tomar impulso para llegar hasta aquí. Con los Blahnik no se puede correr. Apenas se bajan con cierto decoro las escaleras del metro. Pero llegué.

Ay, alivio sentía ahora mientras desaparecía el martini tras mi garganta y tropezaron los labios con la última aceituna. Puedo irme ya, pensé. Iñaki fue puntual. Me esperó los cinco minutos que pue-

pasieren ich mir am meisten wünschte. Iñaki schöner als ein Adonis. Ich liebte ihn nicht, aber ich wollte unbedingt keine Jungfrau mehr sein. Nach den Liebkosungen, die ich nicht erinnern kann, kam die Beklemmung, weil mein Hymen sich immer weiter zu verstecken schien, je tiefer er in mich eindrang, als wiche es in mir zurück. Als wollte es nicht, dass es mit einem Mal endlich passiert. Und ich, verzweifelt wollte nichts, als dass es reiße. Der Körper wollte nicht. Ich schon. Was der Baske Iñaki wollte, habe ich nie gefragt.

Ich habe das Savoy betreten. Er steht nicht mehr an der Bar. Es lief ein ganz sanfter Remix von irgendeinem Billy Holiday-Song. Ich hätte einen Wein nehmen sollen. Das Savoy hat eine exzellente Karte. Stattdessen habe ich einen Wodka Martini bestellt. Speak Low, ich glaube, es lief Speak Low. Ob der schöne Iñaki immer noch schön ist?, fragte ich mich erschrocken. Aber I am coming to break you off. Iñaki. Mit Grey Goose. Warum hatte er mich damals abgewiesen? Noch immer klingt in der Erinnerung der Reim von The Roots. Trotz des lieblichen Schlaflieds der Lady Day im Remix. Break you off. Dirty? Nein, just two olives. Und ich erinnere mich. Wenn ich mich erinnere, plötzlich, nur dann setzt der Rap in meinem Kopf aus.

Ich glaube, dass ich, als endlich geschah, was zu geschehen ich gewünscht hatte, geseufzt habe, mehr als zu schreien, was anscheinend die Mädchen tun, wenn man ihnen das Hymen zerreißt, zumindest in den Filmen. Kein Geheule in meiner ersten Nacht. Ich kann mich nicht erinnern Schmerz verspürt zu haben, nur Erleichterung. Und dann am Morgen suchte ich die kleinen Blutflecken auf dem Bettlaken, um sicher zu sein, dass es endlich passiert war, und ich befreit. Nur, wer zerrissen ist, beginnt, sich zu verirren, beginnt, frei zu sein. Zu viel Freiheit für mich. Erzwungene. Ich wollte nicht gehen, aber Iñaki wollte mich nicht mehr sehen. Man kann schneller rennen, wenn man frei ist. Man rennt viel. Ich bin nicht mehr stehengeblieben. Ich habe dreimal Europa durchreist, ohne Madrid zu betreten. Einige Jahre habe ich in Paris verbracht, genug, um mich zu madamisieren und die Kraft zu schöpfen, hierher zu kommen. Auf Blahniks kann man nicht rennen. Man kann höchstens mit gewisser Grazie die Treppe zur U-Bahn hinunterstößeln. Aber ich bin angekommen.

Puh, Erleichterung verspürte ich jetzt, während der Martini in meinem Rachen verschwand und die Lippen an die letzte Olive stießen. Jetzt kann ich wieder gehen, dachte ich. Iñaki war pünktlich. Er hat die fünf Minuten auf mich gewartet, die ein geschäftiger baskischer Mann beim Spielen

de un hombre apurado y vasco malgastar jugando un poco con su iPhone. Tras un whisky breve, se marchó quizás preguntándose para qué diablos lo había citado allí. Sitio de tragos caros. Si yo no había aparecido para hacerme invitar a champagne al menos, ¿para qué lo llamé? Demasiadas preguntas entre los dos. ¿Por qué se dio la vuelta, retirándose como las mareas, y al darme la espalda ni siquiera me dejó un poco de almizcle en la piel? Más valía que me marchara, presto, y que esta vez ya fuese de verdad.

Pagué mi martini. Bajé de la banquetta y casi alcanzando la puerta lo encontré. Iñaki llegaba, creo que se excusó vagamente por su tardanza, pero no puedo asegurarlo porque yo desde entonces, desde que me tropecé nuevamente con su áspera sonrisa, no escucho nada más. Es todavía bello el bello Iñaki y tras dejarme de nuevo acariciar he reconocido sus manos de vasco y con ellas la ternura nueva del primer hombre. Y ahora he perdido todo, el oído, el olfato y hasta el recuerdo. Todo salvo la virginidad, por supuesto. Aunque esta vez ha sido muy diferente. Mientras su verga volvía a mi cuerpo ya sin compuertas que romper, regresando a los pasadizos explorados veinte años atrás, tal vez no, sudando entre las sábanas de lino de un hotel de SoHo, toda la noche, esta vez chillé. Aullidos de hiena. No de virgen.

Desde entonces no tengo alivio y estoy más rota que nunca. Hasta se me ha olvidado preguntarle a Iñaki por qué hace veinte años se volteó y no quiso verme más. Broken. Mis pedazos deberían armar un puzzle, supongo, pero ya no me interesa saber qué hacer con ellos. Iñaki, creo, deshace y rehace este puzzle a su antojo, algunas noches, como quien le echa agua al dominó. Just broken. Yo por mi parte sigo chillando. Y a nadie –a mí muchísimo menos– le importa saber por qué.

Miami, 2 de enero 2011.

mit seinem iPhone verschwenden kann. Nach einem schnellen Whisky ist er gegangen und hat sich vielleicht gefragt, warum zum Teufel ich ihn hierher bestellt hatte. In diesen teuren Cocktailladen. Wenn ich nicht erschienen war, um mich zumindest zum Champagner einladen zu lassen – wozu hatte ich ihn dann angerufen? Zu viele Fragen zwischen uns beiden. Warum drehte er sich um, zog sich zurück wie die Gezeiten, und hinterließ mir nicht einmal etwas Moschus auf der Haut, als er sich abwendete? Ich sollte besser gehen, schleunigst, und diesmal endgültig.

Ich bezahlte meinen Martini. Ich glitt vom Barhocker und schon fast an der Tür traf ich ihn. Iñaki kam gerade herein, ich glaube, er entschuldigte sich vage für seine Verspätung, ich weiß es aber nicht mehr genau, weil ich seitdem, seit ich erneut über sein raues Lächeln gestolpert bin, nichts anderes mehr höre. Er ist noch immer schön, der schöne Iñaki, und nachdem ich mich wieder habe streicheln lassen, habe ich seine Baskenhände erkannt und mit ihnen die neue Zärtlichkeit des ersten Mannes. Und jetzt habe ich alles verloren, das Gehör, den Geruchssinn und selbst die Erinnerung. Alles, außer die Jungfräulichkeit, natürlich. Wenn es auch dieses Mal ganz anders gewesen ist. Während sein Schwanz zu meinem Körper zurückkehrte, ohne Vortüren durchbrechen zu müssen, durch die zwanzig Jahre zuvor erkundeten Flure, vielleicht auch nicht, habe ich diesmal, im Schweiß zwischen den leinenen Laken eines Hotels in SoHo, die ganze Nacht, geschrien. Hyänen-, nicht Jungfrauengeheul.

Seitdem verspüre ich keine Erleichterung mehr und bin noch zerrissener als zuvor. Ich habe sogar vergessen, Iñaki zu fragen, warum er sich vor zwanzig Jahren abwendete und mich nicht mehr sehen wollte. Broken. Meine Bruchstücke sollten ein Puzzle bilden, vermute ich, aber ich möchte schon gar nicht mehr wissen, was ich mit ihnen anstellen soll. Iñaki, glaube ich, zerstört das Puzzle und setzt es wieder zusammen, ganz nach seinem Belieben, in manchen Nächten, wie wer die Karten immer wieder mischt. Just broken. Ich hingegen schreie weiter. Und niemanden – mich selbst am wenigsten – interessiert es, warum.

Miami, 2. Januar 2011



LYRIK:

MARCELA

PARRA

Übertragung
Rike Bolte

IMPOSIBLE ESCRIBIR

LA SIMETRÍA

Cruzaré la calle de norte a sur

Y luego de regreso

Me sentaré sobre la misma banca

Al escribir lo mismo que ahora

Me dará frío otra vez

Me pondré la chaqueta que me saqué

Miraré a la derecha

El sol me dará en los ojos tan fuerte

Que me sacaré la chaqueta y

Cruzaré la calle de norte a sur

Si pasado y futuro fuesen simétricos podría por fin vivir en el presente

Cruzaré la calle de norte a sur

Que me sacaré la chaqueta y

El sol me dará en los ojos tan fuerte

Miraré a la derecha

Me pondré la chaqueta que me saqué

Me dará frío otra vez

Al escribir lo mismo que ahora

Me sentaré sobre la misma banca

Y luego de regreso

Cruzaré la calle de norte a sur

UNMÖGLICH, DIE SYMMETRIE AUFZUSCHREIBEN

Die Straße überqueren von Nord nach Süd

Und dann bei meiner Rückkehr
Mich auf dieselbe Bank setzen
Wenn ich dann dasselbe schreibe wie jetzt
Wird mir kalt sein
Ich werde die Jacke überziehen, die ich auszog
Ich werde nach rechts schauen
Die Sonne wird mir mit solcher Wucht in die Augen stechen
Dass ich meine Jacke ausziehen will und
Die Straße überqueren von Nord nach Süd

*Wenn Vergangenheit und Zukunft symmetrisch wären,
könnte ich endlich in der Gegenwart leben*

Die Straße überqueren von Nord nach Süd
Dass ich meine Jacke ausziehen will und
Die Sonne wird mir mit solcher Wucht in die Augen stechen
Ich werde nach rechts schauen
Ich werde die Jacke wieder anziehen, die ich auszog
Wird mir kalt sein
Wenn ich dann dasselbe schreibe wie jetzt
Mich auf dieselbe Bank setzen
Und dann bei meiner Rückkehr
Die Straße überqueren von Nord nach Süd

COMER CON PIJAMA

Antes de meterme a la ducha

camino en puros calzones
por la casa, a veces apago el celular por tres días
y esto resulta ser mi gran aventura,
como la vez que salí a comer con pijama,
o la tarde en que entré con personal a la Iglesia
de los Sagrados Corazones
escuchando Nirvana a todo chancho.
A veces salgo a pasear llorando, con un cigarro
le doy la vuelta a la manzana
y me gusta que me vean llorando porque a veces la gente me habla,
me dice cosas románticas como
“¿tanto lo amai?” o “el señor me dijo que te ama”
y yo no sé si es dios el que me ama o es el recado
de algún otro cristiano.
Pero no me atrevo a preguntar quién es ese señor que
¿tanto me ama?

Para matar el ocio invento invento ridículos déjà vu
realizo la misma acción varias veces
realizo la misma acción varias veces
pero siempre siempre hay algo diferente
aún no me doy, pero es un hecho, no tengo déjà vu.

Lo que tengo son recuerdos de cosas que nunca pasaron, como el día en que no me dejaste un chocolate entremedio de las sábanas o te aguantaste de llorar y me quedé sin consolarte. Recuerdo cuando tuve una enfermedad que no alcanzó a agravar lo suficiente y no pude recibir visitas de mis amigos al hospital. Recuerdo muy bien lo que nunca me ha pasado, el día en que la situación no alcanzó a ser tan límite y caminé ante todos, cabizbaja, completamente despojada de mi valentía. Me acuerdo perfectamente de la promesa quebrada, se la hice a un perro antes de morir, le dije que nunca lo olvidaría y lo engañé, porque no lo recuerdo, solo recuerdo la promesa, aunque quizás fue mejor así, hay muchas cosas que no deben ser poemas porque son más hermosas que poemas, que solo calzan con sí mismas y no pueden cambiar de continente, y nacen, y mueren en el ojo que las mira, como si todo el mundo fuese una visión del ojo que las mira, de mi ojo la visión, un mundo al que le da cáncer cada vez que fumo, cirrosis cada vez que me curo, que se acaricia en mi mano y mientras duermo se acuesta conmigo. Se sube a mi sueño (que es un medio de transporte) y nueve horas después bajamos juntos, en esa estación que se reacomoda todos los días, el aporreado paradero de mi destino.

ESSEN IM SCHLAFANZUG

Bevor ich unter die Dusche gehe

laufe ich in Unterwäsche
 durchs Haus, manchmal schalte ich mein Handy drei Tage lang aus
 was dann zu einem wahren Abenteuer wird,
 wie damals, als ich im Schlafanzug essen ging,
 oder wie jener Abend, an dem ich mit Walkman die Kirche
 der Heiligen Herzen betrat
 Nirvana volle Pulle aufgedreht..
 Manchmal gehe ich heulend spazieren, mit einer Zigarette
 laufe ich um den Block
 und genieße es, dass man mich heulen sieht, weil mich hier und da Leute ansprechen,
 mir romantische Dinge sagen wie etwa
 „so sehr liebste ihn?“ oder „der Herr hat mir gesagt, dass er dich liebt“
 und ich weiß nicht, ob es Gott ist, der mich liebt oder dies die Botschaft
 irgendeines anderen Christen ist. Doch ich traue mich nicht zu fragen, wer wohl dieser Herr ist, der
 mich so sehr liebt

Um gegen die Trägheit anzugehen, lasse ich mir lächerliche Déjà-vus einfallen
 führe mehrmals dieselbe Handlung aus
 führe mehrmals dieselbe Handlung aus
 doch immer immer ist etwas daran anders
 noch gebe ich nicht auf, aber Tatsache ist, ich habe kein déjà vu.

Was ich habe, sind Erinnerungen an Dinge, die nie geschehen sind, wie an jenen Tag, an dem du mir
 keine Sotolade zwischen den Bettlaken liegen ließest oder das Weinen unterdrücktest und ich dich
 nicht trösten konnte. Ich erinnere mich daran, wie ich einmal eine Krankheit hatte, die sich nicht
 genügend auswuchs, und ich keinen Besuch von Freunden im Krankenhaus empfangen konnte. Ich
 erinnere mich sehr gut an das, was mir nie widerfahren ist, an den Tag, an dem sich die Situation
 nicht so weit zuspitzte und ich mit gesenktem Kopf vor alle anderen trat, völlig entmutigt. Ich erin-
 nere mich bestens an das gebrochene Versprechen, ich gab es einem Hund kurz vor seinem Tod, ich
 versprach ihm, ihn nicht zu vergessen und habe ihn betrogen, weil ich mich nicht mehr an ihn erin-
 nere, sondern nur an das Versprechen, auch wenn das vielleicht das Beste war, schließlich gibt es eine
 Unmenge an Dingen, die nicht zu Gedichten werden sollen, weil sie schöner als Gedichte sind, die
 nur zu sich selbst passen und nicht einfach den Kontinent wechseln können, die geboren werden und
 sterben im Auge, das sie betrachtet, als sei die ganze Welt eine Vision des Auges, das sie anblickt, die
 Vision meines Auges, eine Welt, die Krebs bekommt jedes mal wenn ich rauche, Zirrrose jedes mal,
 wenn ich gesund werde, sich in meine Hand schmiegt und sich zu mir legt, wenn ich schlafe. Sie steigt
 in meinen Traum (der ein Verkehrsmittel ist) und neun Stunden später steigen wir gemeinsam aus,
 an dieser Haltestelle, die sich jeden Tag von Neuem einrichtet, am haltlosen Halt meines Fahrtziels.

GUERRA

Si no dividimos cara

y cuerpo, cuerpo
y mente, mente
y alma, gato
y porcelana, mundo
y universo, femenino
y masculino, oriente
y occidente, el otro
y yo.

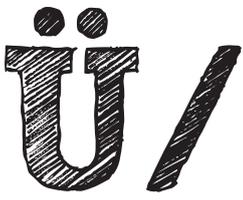
Llegaremos a una apretada masa oscura (la suma de todos los colores) una masa sin temperatura (la ausencia de todos los sabores) un paisaje sin lenguaje () lleno de imágenes latentes que solo podrían ser reveladas mediante uso de violencia.

KRIEG

Wenn wir nicht teilen Gesicht

und Körper, Körper
und Geist, Geist
und Seele, Katze
und Porzellan, Welt
und Universum, weiblich
und männlich, Osten
und Westen, den Anderen
und Mich

Werden wir es mit einer dichten dunklen Masse (Summe aller Farben) zu tun bekommen, mit einer temperaturlosen Masse (Abwesenheit eines jeden Geschmacks) einer Landschaft ohne Sprache () voller unterschwelliger Bilder, die nur mit Gewalt entwickelt werden könnten.



ÜBERSETZUNG:

TERESA

RUIZ

ROSAS

Traducir a Sebald o

Los emigrados:

peripeccias y privilegios /

Sebald übersetzen oder

Die Ausgewanderten:

Vorfälle und Vorzüge

Text: Teresa Ruiz Rosas,
Übersetzung: Benjamin Loy

Traducir a Sebald en los noventa fue desafío y privilegio para la principiante que era yo en esa mezcla de filigrana y reflexión en que consiste la traducción literaria. Nació con otro lujo. El Instituto Goethe invitó a Sudamérica a Hans Magnus Enzensberger en 1985, yo dirigía en Arequipa el Cultural Peruano Alemán. Gracias a que el eximio traductor literario Willy Böhringer me había regalado *El hundimiento del Titanic*, me puse a traducirlo, como ejercicio y para sorpresa del autor, que al mostrarle las páginas con timidez –gesto de bienvenida a mi ciudad natal– lamentó no haberlo sabido. Lo traducí el poeta cubano Heberto Padilla a partir de la versión francesa (algo impensable hoy, común aún en los ochenta). Pero el contrato con la prestigiosa Anagrama estaba firmado. Tuvieron que asistir a Padilla el propio Enzensberger (¡traductor de Vallejo al alemán!), y Michael Faber-Kaiser, notable traductor de los ensayos emblemáticos del poeta, y (otro lujo) mi profesor de traducción en la Autónoma de Barcelona, universidad donde me formé y diplomé en estos avatares. Enzensberger propuso leer a dos voces el fragmento en su presentación (privilegio total) y, cuando viajé

Sebald in den Neunzigern zu übersetzen war für eine Anfängerin wie mich in dieser Mischung aus Filigranarbeit und Reflexion, die das literarische Übersetzen ausmacht, Herausforderung und Privileg zugleich. Am Anfang stand ein anderer Luxus. Das Goethe-Institut hatte 1985 Hans Magnus Enzensberger nach Südamerika eingeladen, ich leitete damals das Peruanisch-Deutsche Kulturinstitut in Arequipa. Dank des hervorragenden literarischen Übersetzers Willy Böhringer, der mir *Der Untergang der Titanic* geschenkt hatte, begann ich das Buch zur Übung und zur Überraschung des Autors zu übersetzen, welcher wiederum, als ich ihm schüchtern meine Seiten als Willkommensgeschenk in meiner Geburtsstadt vorlegte, sein Bedauern darüber äußerte, dies nicht gewusst zu haben. Es wurde damals gerade vom kubanischen Dichter Heberto Padilla auf Grundlage der französischen Ausgabe übersetzt (was heute undenkbar wäre, in den Achtzigern aber gängige Praxis war). Doch der Vertrag mit dem prestigeträchtigen Verlagshaus Anagrama war schon unterschrieben. Padilla zur Seite stehen mussten Enzensberger selbst (der deutsche Übersetzer Vallejos!) und Michael Faber-Kaiser, der vorzügliche Übersetzer der bekanntesten Essays des Dichters, sowie (noch so ein Luxus) mein Professor für Übersetzung an der Universität Autónoma de Barcelona, wo ich meine Ausbil-

a Friburgo de Brisgovia en el 89 a retomar la filología alemana (pendiente desde el 78 en Budapest), lo visité en Múnich y él, con el ejemplar de *Schwindel. Gefühle* de W. G. Sebald en la mano, me dijo: “Este sería un buen autor para usted; hable de mi parte con Jutta Willand, de Eichborn”.

La entrañable Jutta me envió el codiciado ejemplar de Die Andere Bibliothek y reseñas sobre ese maestro de la melancolía para mí desconocido. Vehemente, traduje el primer relato para probar suerte en España.

De vacaciones en Inglaterra con mis hijos, hablé por teléfono con Sebald, gran conversador, le hacía gracia que estudiase en Friburgo, como él y Hans Magnus, su padre literario (cuando falleció, a él expresé mi condolencia). Me citó en la estación londinense de Liverpool, llegaba de Norfolk y seguía a Alemania. En ese encuentro gocé de su humor agudo, tan a flote como cierto desasosiego que parecía atávico.

En la Feria de Fráncfort, Jordi Herralde hojeó *Schwindel. Gefühle*, interesante esto de los dibujos y fotografías, sonrió, novedoso, pero no se arriesgaba, esperaría a las versiones francesa e inglesa. En Tusquets no se decidían. En 1993, Sebald publicó *Die Ausgewanderten*, que leí con fervor, Jutta me encargó traducir reseñas. En Fráncfort, 1995, conocí a Constantino Bértolo, dirigía Debate. Había querido publicar mis cuentos (otro lujo), pero con una autora de Anagrama ya no se metía (quedé finalista del Herralde con mi novela *El copista*, privilegio enorme), me ofrecía, en cambio, traducir *Die Ausgewanderten*. El grupo alemán Random House, del consorcio Bertelsmann, acababa de engullir Debate y ellos adquirieron los derechos, él apostaba por un autor magistral que a muchos les parecía aburridísimo, ilegible por sus frases interminables. Por eso me encanta, coqueteó Bértolo, y lo harás porque Sebald nos ha pedido que seas tú. Aquella noche me emborraché (ningún mérito en la feria del libro número uno del mundo).

Otra cosa es con guitarra, dicen en mi tierra. Lo que me costó convertir aquellos cuatro relatos fascinantes en *Los emigrados* (no Los emigrantes como pone el hiperreferencial Fresán –en un ambiguo artículo sobre Sebald tras su muerte–, entre otros). Y no señalo los exiguos honorarios, mucho Bertelsmann, pero en España traducir literatura es ayunar. Obtuve una beca breve en Straelen, paraíso del oficio, con colegas que explican lo imposible y libros en abundancia.

dung genossen hatte. Enzensberger schlug vor, das Fragment bei seiner Lesung zweistimmig zu lesen (ein unglaubliches Privileg) und als ich ‘89 nach Freiburg im Breisgau reiste, um die (seit ‘78 in Budapest aufgeschobene) Germanistik wieder aufzunehmen, besuchte ich ihn in München und mit dem Exemplar von *Schwindel. Gefühle* von W.G. Sebald in den Händen sagte er zu mir: Das wäre ein guter Autor für Sie, wenden Sie sich in meinem Namen an Jutta Willand vom Eichborn Verlag. Die liebenswerte Jutta schickte mir das angeforderte Exemplar aus „Die Andere Bibliothek“ und Rezensionen über diesen mir unbekanntem Meister der Melancholie. Voller Entschlossenheit übersetzte ich die erste Erzählung, um mein Glück in Spanien zu versuchen.

Im Urlaub in England mit meinen Kindern, telefonierte ich mit Sebald, diesem großartigen Plauderer. Er amüsierte sich darüber, dass ich in Freiburg studierte, genau wie er und Hans Magnus, sein literarischer Vater (als Sebald starb, war er es, dem ich mein Beileid aussprach). Wir verabredeten uns in London an der Liverpool Station, er kam aus Norfolk und reiste weiter nach Deutschland. Bei dieser Begegnung genoss ich seinen geistreichen Humor, der ebenso plötzlich aus ihm herausbrach wie eine gewisse und fast atavistisch scheinende Unruhe.

Auf der Frankfurter Buchmesse blätterte Jordi Herralde in *Schwindel. Gefühle*, „interessant das mit den Zeichnungen und Fotos“, lächelte er, „mal was Neues“, aber er traute sich nicht und wartete lieber auf die französische und englische Ausgabe. Bei Tusquets konnte man sich nicht entschließen. 1993 veröffentlichte Sebald *Die Ausgewanderten*, die ich mit Begeisterung las, und Jutta beauftragte mich, Rezensionen zu übersetzen. 1995 lernte ich in Frankfurt Constantino Bértolo kennen, den Leiter von Debate. Er hatte meine Erzählungen veröffentlichen wollen (noch so ein Luxus), wollte sich aber nicht mehr mit einer Autorin von Anagrama einlassen (ich war, ein enormes Privileg, mit meinem Roman *El copista* Finalistin des Premio Herralde gewesen). Im Gegenzug aber bot er mir an, *Die Ausgewanderten* zu übersetzen. Die deutsche Verlagsgruppe Random House aus dem Bertelsmann-Konsortium hatte sich Debate gerade einverleibt und die Rechte gekauft, er, Bértolo, setzte auf diesen meisterhaften Autor, der vielen aufgrund seiner unendlichen Satzreihen unlesbar und sterbenslangweilig erschien. Genau deshalb bin ich so begeistert von ihm, meinte Bértolo kokett, und du übernimmst das, weil Sebald uns darum gebeten hat. An diesem Abend betrank ich mich (was kein Ruhmesblatt auf der größten Buchmesse der Welt ist).

Die rauhe Wirklichkeit sah anders aus, wie man zu sagen pflegt. Wie schwer tat ich mir damit, diese vier faszinierenden Erzählungen in *Los emigrados* zu verwandeln (und nicht in *Los emigrantes*, wie der überkorrekte Fresán in einem viel-



W.G. Sebald con Teresa Ruiz Rosas y su hija Livia (Foto: Teresa Ruiz Rosas)

Sebald volvió a Friburgo a presentar *Die Ringe des Saturn*; en la celebración con la gente de Eichborn hablamos de lo terreno y lo divino y hasta resultó que compartíamos signo zodiacal, Tauro. No hay mayor riqueza para el proceso de una traducción que beber del lenguaje vivo del autor para impregnarse de su mundo lingüístico, captarlo: la clave absoluta del acceso a su mundo literario. El gran reto de tan poco agradecida labor es traducir, además, un tono verbal único, que caracteriza y diferencia al escritor. Recalco que no todo autor es tan amable con sus traductores, he ahí mi privilegio mayor.

Cuando tuve una primera versión de *Los emigrados*, de paso por Friburgo a Mainau, me visitó para despejar mi lista de dudas. Que siguiéramos con la revisión en la bella isla, pero yo no podía dejar a mis pequeños hijos. Volvió a visitarme y resolvió mis preguntas con paciencia y dedicación. De las plantas raras que quise saber me dijo ni idea, había tomado los nombres de la enciclopedia, le gustaban, encajaban. Y las fotografías y demás, me reveló con una sonrisa de niño pícaro, estaban porque la gente, para creer, necesita pruebas fehacientes.

Recuerdo cuánto le gustó a mi madre *Los emigrados*, mi primera lectora en esa ocasión, y cómo en mis viajes a Barcelona amigos narradores (omitiré nombres) me agradecían haberme embarcado en la traducción de una obra que les abrió nuevas puertas. Ese año se publicó en Zúrich mi novela *Der Kopist*, y Sebald me envió una postal, preciosa por sus frases de elogio específicas, que aún no se me ha

deutigen Artikel über Sebald nach dessen Tod schrieb). Auch will ich mich hier nicht über die mageren Honorare auslassen, Bertelsmann schön und gut, aber in Spanien kommt Literaturübersetzen einer Fastenübung gleich. Ich erhielt ein Kurzstipendium für das Europäische Übersetzerkolleg in Straelen, ein Paradies dieses Berufs mit Kollegen, die das Unmögliche zu erklären wissen, und Büchern im Überfluss.

Sebald kam wieder nach Freiburg, um *Die Ringe des Saturn* vorzustellen. Auf der Feier mit den Leuten von Eichborn sprachen wir über alles Mögliche und stellten sogar fest, dass wir beide von Sternzeichen Stier waren. Es gibt für den Prozess des Übersetzens keine größere Bereicherung als von der lebendigen Sprache des Autors zu trinken, um sich mit seiner sprachlichen Welt vollzusaugen, diesem absoluten Schlüssel zu seiner literarischen Welt. Die große Herausforderung einer so wenig geschätzten Arbeit ist es außerdem, die einzigartige Tonlage zu übersetzen, die einen Autor ausmacht und von anderen unterscheidet. Ich betone, dass nicht alle Autoren so herzlich zu ihren Übersetzern sind und darin besteht mein größtes Privileg.

Als ich eine erste Version von *Los emigrados* zu Ende gebracht hatte, besuchte er mich auf dem Weg nach Mainau in Freiburg, um die Liste meiner Zweifel zu zerstreuen. Wir sollten doch mit der Textprüfung auf der schönen Insel fortfahren, aber ich konnte meine kleinen Kinder nicht alleine lassen. Er besuchte mich noch einmal und beantwortete meine Fragen mit Geduld und Hingabe. Keine Ahnung, sagte er mir bezüglich der seltenen Pflanzennamen, die ich wissen wollte, er hatte sie einem Lexikon entnommen, sie hatten ihm gefallen und passten gut. Und die Fotos und das alles, verriet er mir mit dem Lächeln eines schelmischen Kindes,

ocurrido citar en contratapas. Firmaba Max. Quería que lo llamaran así, incapaz de firmar con nombres de pila tan nazis como los suyos, que se negaba a pronunciar.

Cuando Susan Sontag empezó a escribir en Nueva York sobre Sebald como el autor europeo más importante de los noventa, el temido agente Andrew Wylie tomó cartas, el resto es cosa sabida. Nuevos traductores y editoriales, nuevos y merecidos anticipos para Sebald. Hubo gente del gremio que optó por el rencor.

Las traducciones mejoran con los años si se las retoca con buen tino. Lo hicieron con la mía, y aunque perdió poesía, se enmendó una que otra interpretación poco afortunada. Anagrama adquirió los derechos en la subasta de Wylie, y en Fráncfort, un viejo amigo, de Tusquets, me dijo cómo no te hice caso hace diez años. Random House me transfirió una escueta suma por la venta, me cayó cual regalo.

La última vez que vi a Max fue en Colonia, el libro Klaus Bittner organizó una lectura de Austerlitz en un teatro. En el intermedio le pregunté qué le ocurría, lucía abatido, envejecido. Me contó que su hija sufría de depresión, eso le afectaba. Hablamos lo que duró la pausa. Al final se recluyó en su hotel, no aceptó la cena. Me entristeció verlo así en la plenitud de su vida de escritor, al fin aclamado, cotizado. Algunos dijeron pose de divo. Yo sabía que no, conocía el pulso de sus palabras y era testigo de su pasión por charlar de lo insólito, reír tras la pátina de seriedad de su bigote ahora blanco.

A los pocos meses el diario me anunciaba su muerte. Estuve horas petrificada. Lo releo.

waren da, weil die Leute Beweise brauchen, um die Dinge zu glauben.

Ich erinnere mich daran, wie sehr meine Mutter *Los emigrados* gemocht hatte, meine erste Leserin zu dieser Zeit, und wie mir auf meinen Reisen nach Barcelona befreundete Erzähler (ich nenne keine Namen) dafür dankten, mich der Übersetzung eines Werks angenommen zu haben, das ihnen neue Türen geöffnet hatte. Im selben Jahr wurde in Zürich mein Roman *Der Kopist* veröffentlicht und Sebald schickte mir eine Postkarte voll herrlicher und treffender Komplimente, die ich aber noch nie auf einer Buchrückseite zitiert habe. Er unterschrieb mit Max. So wollte er genannt werden, da er sich nicht imstande sah, mit seinen richtigen Nazi-Namen zu unterschreiben, die er sich weigerte auszusprechen.

Als Susan Sontag in New York begann, über Sebald als den wichtigsten europäischen Autor der Neunziger zu schreiben, schaltet sich der Literaturagent Andrew Wylie ins Geschehen, der Rest ist bekannt. Neue Übersetzer und Verlage, neue und verdiente Vorschüsse für Sebald. Gewisse Vertreter der Zunft verfielen in Groll.

Die Übersetzungen werden mit den Jahren besser, wenn man sie mit sicherer Hand überarbeitet. So war es auch mit meiner eigenen und obwohl sie etwas an Poesie verlor, wurde die eine oder andere unglückliche Interpretation ausgebessert. Anagrama erwarb die Rechte in der Versteigerung Wylies und in Frankfurt sagte mir ein alter Freund von Tusquets: Warum habe ich vor zehn Jahren nicht auf dich gehört? Random House überwies mir einen schmalen Betrag für den Verkauf, der mir trotzdem wie ein Geschenk des Himmels vorkam.

Das letzte Mal, dass ich Max traf, war in Köln, wo der Buchhändler Klaus Bittner eine Lesung von Austerlitz in einem Theater organisiert hatte. In der Pause fragte ich ihn, was mit ihm los sei, er sah niedergeschlagen und gealtert aus. Er erzählte mir, dass seine Tochter an Depressionen litt und ihn das sehr mitnahm. Wir sprachen die ganze Pause lang. Schließlich zog er sich in sein Hotel zurück, nahm nicht am Abendessen teil. Es machte mich traurig, ihn so in der Fülle seines Lebens als Schriftsteller zu sehen, der endlich bejubelt und geschätzt wurde. Manch einer schimpfte ihn eine Diva. Ich wusste, dass das nicht stimmte, ich kannte den Fluss seiner Worte und war Zeugin seiner Leidenschaft gewesen, über das Ungewöhnliche zu sprechen und sein Lachen hinter der ernststen Fassade seines jetzt weißen Schnauzers zu entbergen.

Wenige Monate später erfuhr ich aus der Zeitung von seinem Tod. Für Stunden war ich wie gelähmt. Ich lese ihn wieder und wieder.

P/
PANORAMA
BENJAMIN
LOY

Text: Benjamin Loy,
 Übersetzung: Maria Ignacia Schulz

Anämie im Roten
Salon. Kleine Anamnese
der deutschen
Gegenwartsliteratur /
Anemia en el Salón Rojo.
Breve cuadro clínico de la
literatura alemana actual

Die Debatte um die politische Relevanz der deutschen Gegenwartsliteratur ist ein Thema, das nicht nur seit 25 Jahren in periodischen Abständen wiederkehrt, sondern wohl auch von 99 Prozent aller Leser mit einem Rest an Anstand und Schamgefühl ignoriert wird. Es handelt sich dabei möglicherweise um dasselbe Schamgefühl, das einen nicht selten beschleicht, wenn man sich in ausländischen Buchhandlungen dazu hinreißen lässt, einen Blick auf die Auslage übersetzter deutscher Titel zu werfen und sich dabei trotz aller Abneigung gegen Literaturbetriebsdebatten die Frage stellt, was eigentlich schief läuft. Ein ähnliches Unbehagen hatte wohl den Literaturkritiker der Wochenzeitung *Die Zeit*, Florian Kessler, zu Jahresbeginn befallen, als er mit seinem Artikel „Lassen Sie mich durch, ich bin Arztsohn“ eine breite Debatte über den Zustand der jungen deutschen Literatur in den Feuilletons der Republik anstieß. In seinem Artikel beklagt Kessler, dass „jede Bildungsreisen-Rentnergruppe

El debate sobre la relevancia política de la literatura alemana actual es un tema que no solo se repite en intervalos periódicos desde hace 25 años, sino que, seguramente, también es ignorado por el 99% de los lectores con un resto de decencia y vergüenza. Se trata tal vez del mismo sentimiento de vergüenza que a uno a menudo le invade cuando en las librerías en el extranjero se deja tentar y echa un vistazo a la presentación de los títulos alemanes traducidos y, pese a todo rechazo hacia los debates de la industria literaria, se pregunta qué es lo que realmente marcha mal. Un malestar similar fue el que probablemente invadió al crítico literario del semanario *Die Zeit*, Florian Kessler, a principios de año cuando con su artículo “Déjenme pasar, soy hijo de médico” puso en marcha en los suplementos culturales del país un amplio debate sobre el estado de la joven literatura alemana. En su artículo, Kessler se queja de que “cualquier grupo de pensionados en viajes de estudio y de formación, que visita el teatro berlinés, tiene discusiones más animadas que los jóvenes escritores de este país”. El pensamiento crítico no tiene cabida en la creciente fila de

im Berliner Ensemble sich inhaltlich angeregter unterhält als die jungen Schriftsteller dieses Landes.“ Kritisches Denken finde in der stetig wachsenden Riege der Jungautoren nicht statt, denn: „Noch nie hat sich Konformität für sie so sehr ausgezahlt wie heute.“ Die Ursachen dieser Malaise waren für Kessler schnell gefunden: Ein Hauptgrund für die geradezu inzestuöse Beschaffenheit des gegenwärtigen Betriebs liege in der Tatsache begründet, dass gegenwärtig mehr als die Hälfte der in den letzten Jahren in Deutschland debütierenden Romanautoren aus einer der beiden Kadenschmieden für kreatives Schreiben in Leipzig und Hildesheim stammten. Dazu komme ein Milieuproblem, stamme der überwältigende Anteil dieser Autoren doch aus der oberen Mittelschicht und kreise somit gleichfalls zentripetal um die ewig gleichen (und politisch irrelevanten) Themen. Verstärkt und potenziert werde diese Problematik dann noch durch die allgemeine Angepasstheit innerhalb eines äußerst übersichtlichen literarischen Feldes, bezüglich derer Kessler befand: „Immer jüngere Autoren verhalten sich immer braver, immer älter.“

Das Interessante an dieser an sich nicht weiter ungewöhnlichen Debatte war nun allerdings die Möglichkeit, sich als geneigter Leser ein eigenes Bild von der Kesslerschen Kritik jenseits der ritualisierten Stürme im Wassergläschen des deutschen Feuilletons machen zu können: Anfang Mai hatte der Kritiker zu einer Diskussionsrunde mit den „Jungautoren“ Nora Bossong, Olga Grjasnowa, Thomas Klupp und Simon Urban geladen. Gemeinsamer Phänotyp: um die Dreißig, bereits mehr oder weniger in großen deutschen Verlagen etabliert, geformt in einem der beiden Hochöfen des deutschen Literaturbetriebs. Bedeutungsschwanger auch der Ort: der gut besuchte Rote Salon im Seitenflügel der Berliner Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, jenem Theater also, das auf dem Höhepunkt der Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende in einer Art *crowdfunding avant la lettre* durch die Spende von mehr als 70.000 Arbeitergroschen einen neuen Ort der (auch) politischen Kunst geschaffen hatte. Kessler, der sicher einer der besseren deutschen Literaturkritiker ist, auch wenn er in seiner hibbeligen Nerdigkeit immer wirkt, als habe man ihn soeben von der eigenen Abiturfeier entführt, mühte sich von Beginn an redlich, dieser explizit der Verbindung zwischen Literatur und Politik gewidmeten Runde etwas Leben einzuhauchen. Doch als ob er mit nassen Streichhölzern hantierte,

jóvenes autores porque: “La conformidad, para ellos, nunca había valido tanto la pena como hoy en día”. Las causas de este malestar fueron rápidamente encontradas por Kessler: una razón importante del estado, casi incestuoso, de la actual industria literaria radicaba en el hecho de que más de la mitad de los novelistas que debutaron en los últimos años en Alemania, provino de una de las dos fraguas para la escritura creativa: Leipzig o Hildesheim. Se suma, para Kessler, el problema del medio social: efectivamente, la inmensa mayoría de estos autores procede de la clase media alta y gira centripétamente alrededor de los mismos viejos (y políticamente irrelevantes) temas. Esta problemática es fortalecida y potenciada, a su vez, por el conformismo general manifiesto al interior del campo literario. Respecto a tal conformismo Kessler consideró: “Los autores jóvenes se comportan cada vez mejor, cada vez más viejos”.

Lo interesante de este debate, en sí mismo nada excepcional, fue, sin embargo, la posibilidad de hacerse como lector idóneo una imagen propia de la crítica de Kessler, más allá de las ritualizadas tormentas en vasos de agua que arman los suplementos culturales alemanes. A principios de mayo el crítico invitó a una mesa redonda con los “jóvenes autores” Nora Bossong, Olga Grjasnowa, Thomas Klupp y Simon Urban. Fenotipo común: alrededor de los treinta, ya más o menos establecidos en grandes editoriales alemanas, formados en uno de los dos altos hornos de la industria literaria vernácula. Preñado de significado el lugar del evento: el concurrido Salón Rojo ubicado en un ala lateral del Volksbühne Berlin (“Escenario del pueblo”) sobre la Plaza Rosa Luxemburgo, precisamente aquel teatro que en el apogeo del movimiento obrero, alrededor del cambio de siglo y financiado con los céntimos donados a través de un *crowdfunding avant la lettre* de sus más de 70000 miembros, se había convertido en un nuevo espacio del arte (también) político. Kessler, que es seguramente uno de los mejores críticos literarios alemanes, aún cuando en su inquieta nerdtitud da siempre la impresión de acabar de ser secuestrado de su propia fiesta de grado del bachillerato, se esforzó desde el principio por avivar esa mesa redonda dedicada explícitamente a la relación entre literatura y política. Pero como si hubiera utilizado fósforos mojados, fallaron todos los intentos por conferirle algo de fuego a la conversación; sus apuntes polémicos, que casi inspiraban compasión, resbalaban en las corazas irónicamente desinteresadas de la mesa redonda. Según sus invitados, el intelectual y el escritor, como impulsores de debates, alcanzan solo un público limitado. La falta de politización de la literatura contemporánea se explicaba por el “relativamente poco sufrimiento” actual (Simon Urban), y algunos en el público ante tanta impertinencia tuvieron que tragarse el comentario de la hija de profesor, Nora Bossong, sobre el “estado de bien-

misslangen alle Versuche, dem Gespräch ein wenig Feuer zu verleihen, perlten seine beinahe Mitleid erregenden polemischen Spitzen an den ironisch-desinteressierten Panzern der versammelten Tafelrunde ab. Intellektuelle und Schriftsteller als Stichwortgeber erreichten, so der Tenor seiner Gäste, ohnehin nur noch ein begrenztes Publikum. Die mangelnde Politisierung der aktuellen Literatur erklärte man sich mit dem gegenwärtig „relativ geringen Leidensdruck“ (Urban), wobei mancher im Publikum bei dem Kommentar der Professorentochter Nora Bossong über die „wohlfahrtsstaatliche Okayheit“ in einem Land, dessen permanent propagierte Prosperität nicht zuletzt mit einer seit zehn Jahren zunehmend zweifelhaften Sozialpolitik einhergeht, bei so viel Nassforschheit schon mal schlucken musste. Thomas Klupp verwehrte sich gleich ganz gegen diese „Überpolitisierung der Literatur“, bemängelte die angeblich immer noch präsenste „Totalitarismus-Fixierung“ der DDR- und Nazi-Romane, um schließlich die Milieukritik Kesslers mit der saloppen Feststellung zu kontern: „Arbeiterkinder können nun mal weniger gut schreiben.“ Kesslers formulierte „Dauermulmigkeit“ ob so viel Einigkeit wollten die anwesenden Autoren offenbar nicht teilen. Auf die Frage danach, wieso es sowohl in der Runde als auch im Betrieb an sich kaum mehr Platz für Polemik und Meinungsverschiedenheit gäbe, meinte Grjasnowa mit der ihr eigenen Koketterie: „Vielleicht sind wir einfach alle besser erzogen.“

Den Höhepunkt der Fremdscham für den Zuhörer aber barg der in der Runde offensichtlich ebenfalls konsensfähige Politikbegriff: Alle brüsteten sich damit, dass man sich keiner politischen Partei zu Diensten machen wolle – als habe Parteipolitik, diese mittlerweile zur Vollendung gelangte Form des Simulakrums von Politik, noch irgendetwas mit der Idee des Politischen an sich zu tun. Zu dieser zugegebenermaßen recht banalen Erkenntnis gelangten die Autoren allerdings nicht: Klupp konnte auf eine Nachfrage aus dem Publikum nicht erkennen, was etwa am Konsumverhalten denn politisch sein solle und der Rest verwehrte sich entschieden gegen oktroyierte Formen des Schreibens. Bestürzung befällt einen angesichts solcher Naivität vor allem aufgrund der offensichtlichen Tatsache, dass niemand sich nach den sozialdemokratischen Wahlkampfeschlachten eines Günther Grass sehnt oder mit der Forderung nach politischer Literatur eine wie auch immer geartete, neue Schdanowschtschina anstrebt. Sie erwächst weiter aus dem fehlenden Ge-

estar del estado de bienestar“, en un país cuya permanentemente propagada prosperidad está acompañada sobretodo de una, desde hace diez años en aumento, dudosa política social. Thomas Klupp se negó inmediatamente a toda “sobrepolitización de la literatura”, criticó la supuestamente aún presente “Fijación en el totalitarismo” de las novelas nazis y de la RDA, y contrarrestó la crítica al medio social hecha por Kessler con la descuidada declaración: “Los hijos de obreros apenas si saben escribir bien”. Tanto consenso generó en Kessler un sentimiento de “permanente desagrado” el que, evidentemente, no quisieron compartir los autores presentes. A lapregunta siguiente –por qué tanto en la ronda como en la industria literaria había tan poco espacio para la polémica y la diferencia de opinión–, afirmó Grjasnowa con su coquetería propia: “Quizás simplemente hemos sido todos mejor educados”.

Para el público no obstante, el punto culminante del sentimiento de vergüenza ajena lo generó el, evidentemente también compartido, concepto de política: todos se jactaron de no servirle a ningún partido político –como si la política de partido, esa entretanto forma perfecta del simulacro político, todavía tuviera algo que ver con la idea de lo político en sí–. A esta banal conclusión no llegaron, sin embargo, los autores: Klupp no pudo reconocer en las contrapreguntas del público, qué podía haber de político en el comportamiento del consumidor y el resto de la ronda se negó decididamente contra formas de escritura impuestas. La consternación lo invade a uno ante tal ingenuidad, sobre todo por el hecho evidente de que nadie echa de menos las batallas de las campañas electorales socialdemócratas de un Günther Grass, o pretende en absoluto, con la exigencia de una literatura política, una nueva clase de *zdanovismo*. Tal consternación resulta de la poca sensibilidad de estos autores para deslindar lo político de la política y de la ausencia de cualquier discusión sobre modelos posibles de una escritura política y sobre la imagen del autor. Para estos modelos posibles de escritura política, la historia de la literatura alemana tiene por ofrecer una más que ilustre fila de antepasados, desde Heine hasta Brecht, desde los Hermanos Mann hasta Grass y Sebald. Una lectura crítica de dichos autores podría ser provechosa.

Los problemas respiratorios y los dolores de cabeza que se propagaban entre los oyentes no derivaban de las condiciones de la sala sino que eran el efecto de esa anemia literaria en el Salón Rojo, que se vertía de los autores a un público que oscilaba entre la apatía y el espanto. Característico fue incluso el hecho de que mientras muchos de los jóvenes hipsters, con sus gafas de concha que presumiblemente llegaron buscando conocimiento orientador y estrategias de mimetización, se sintieron a lo mejor confirmados, le

spür dieser Autoren für das Politische in Abgrenzung zur Politik und aus der Abwesenheit jeglicher Diskussion über mögliche Modelle eines politischen Schreibens und Autorenverständnisses, für welche die deutsche Literaturgeschichte von Heine bis Brecht, von den Mann-Brüdern bis zu Grass und Sebald eine mehr als illustre Ahnenreihe zu bieten hat, an der sich abzarbeiten durchaus gewinnbringend sein könnte.

Die unter den Zuhörern um sich greifenden Atemprobleme und Kopfschmerzen rührten somit nicht etwa von den Raumbedingungen her, sondern waren der Effekt dieser literarischen Anämie im Roten Salon, die von den Autoren auf das zwischen Apathie und Entsetzen schwankende Publikum schwappte. Geradezu bezeichnend war dabei die Tatsache, dass während viele der hornbebrillten, verhipsterten und mutmaßlich auf der Suche nach Orientierungswissen und Mimikrystrategien gekommenen Jungzuschauer sich womöglich bestätigt fühlten, es einer dem Habitus nach eher dem Alt-68er-Milieu zuzurechnenden Dame im Wickelrock oblag, ihr Unverständnis über so viel Abgeklärtheit in Worte zu fassen, was entsprechend mit Szenenapplaus bedacht wurde.

Der Fluch dieser Gegenwartsautoren scheint darin zu liegen, dass ihre Gegenwart, wie es der Intellektuelle Hans Ulrich Gumbrecht einmal formulierte, eine „breite“ Gegenwart ist, in der „wir beispielsweise Vorhersagen durch die Berechnung von Risiken ersetzen, [was] bedeutet, dass wir jetzt die Zukunft als unzulänglich erleben – zumindest im Hinblick auf alle praktischen Vorhaben.“ Egal ob es derzeit in Deutschland um eine politische oder ästhetische Idee geht – sie ist zuvorderst ein Akt der Risikoberechnung. Dass sich daran in der nahen und als so unzulänglich erlebten Zukunft etwas ändert, ist, zumindest aus der mit Blick auf Autoren, die, um es mit Simon Urban zu sagen, „keinen Anspruch an die Literatur“ haben, eher unwahrscheinlich.

correspondió a la dama con falda cruzada y aspecto más bien del ambiente del 68 expresar su incomprensión ante tanta impasibilidad, lo que fue reconocido con el aplauso escénico respectivo.

La maldición de estos autores contemporáneos parece estar en que su presente, como una vez formuló el intelectual Ulrich Gumbrecht, es un presente “amplio”, en el que “por ejemplo remplazamos las predicciones por el cálculo de los riesgos, (lo que) significa que ahora vivenciamos el futuro como inaccesible –por lo menos en lo que respecta a todos los proyectos prácticos–”. No importa si se trata actualmente en Alemania de una idea política o estética –ella es ante todo el resultado de la calculación del riesgo–. Que algo cambie en un futuro cercano y experimentado como inaccesible, es bastante improbable, por lo menos con vista a autores que, para decirlo con las palabras de Simon Urban: “no tienen grandes exigencias de la literatura”.

P/
PANORAMA
CARLOS
LABBÉ

El estrabismo antipinochetista de esta narrativa chilena /

Anti-Pinochet oder der Silberblick der chilenischen Gegenwartsliteratur

Text: Carlos Labbé,
Übersetzung Sabine Erbrich

Las ideas en contra de la literatura nacional de consenso a los textos de Mónica Ríos, y a su conversación.

Meine Ansichten entgegen einer einseitigen Nationalliteratur verdanke ich den Texten von Mónica Ríos. Und unseren Gesprächen.

Escribo con uno de mis ojos despejado, el foco preciso en el falso blanco de esta página, mientras el otro se me oscurece por una mancha de luz que siempre está al centro de lo que veo, y en eso creo yo que pierdo la profundidad que podría conseguir al juntar esta mirada con la de los demás. El defecto me viene con el aire contaminado de Santiago, con el sol tenue de este invierno sin lluvia y se me va –quiero creerlo– al moverme; dejo atrás cualquier certeza sobre este aplanamiento que tal vez sea resultado de perder de vista la cordillera andina entre la humareda y el metro, me pregunto entonces si ese efecto no se extiende a todas las personas que van conmigo cada mañana y cada tarde, a toda esa gente entre la cual soy una más mientras escribo: ¿vamos juntos, o se dirige cada cual a distintos lugares, al mar y al altiplano, a las pampas y a los bosques y a las islas y a los lagos, nadie sabe adónde? ¿Logran ver todas esas personas con los dos ojos al mismo tiempo, pupilas del esmog, del frío seco y de las apreturas? ¿Soy uno más si escribo esto: soy uno más si escribo esto: soy uno más?

El defecto me sobreviene al fijar la mirada con la contaminación, con la escritura. Sentarse a anotar en

Ich schreibe mit einem ungetrübten Auge, fest auf das unechte Weiß dieser Seite gerichtet, während mein zweites Auge von einem hellen Fleck geblendet wird, der sich immer im Zentrum meines Blickfeldes befindet, und allmählich glaube ich die Tiefenschärfe zu verlieren, die ich hätte, würde mein Blick mit dem der Anderen verschmelzen. Die Beschwerden kommen von der verschmutzten Luft Santiagos, vom sanften Sonnenlicht dieses Winters ohne Regen, und ich werde sie los – zumindest will ich das glauben –, sobald ich mich bewege; ich kann mir diese Eindimensionalität nicht mit Gewissheit erklären, vielleicht rührt sie daher, dass die Sicht auf die Andenkette zwischen all den Smogschwaden und der U-Bahn verloren gegangen ist, und ich frage mich, ob diese Beschwerden nicht auch all die Menschen befallen, die mit mir unterwegs sind, jeden Morgen und jeden Abend, all diese Menschen, unter denen ich nur ein weiterer bin, während ich schreibe: Sind wir wirklich gemeinsam unterwegs, oder steuert jeder ein anderes Ziel an, das Meer und das Hochland, die Pampa und die Wälder und die Inseln und die Seen, wer weiß, wohin die Reise geht? Bin ich nur ein Weiterer, wenn ich schreibe: bin ich ein Weiterer, wenn ich schreibe: bin ich ein Weiterer?

Die Beschwerden überfallen mich, wenn ich den Blick auf diesen Sehfehler und auf das Schreiben richte. Sich hinzu-

un cuaderno es dejar de escuchar la posible conversación de quien me acompaña y de quien acompaña a quien me acompaña; sentarse a rayar un cuaderno es ostentar un ejercicio que ante los demás pasajeros chilenos es sospechoso, porque ¿a quién quiero engañar, si para que cualquiera reciba una expresión inmediata mía tengo la pantallita, el audífono con micrófono, la cámara, y cada vez sabemos de nuevo que no existe tal cosa como un solo Chile, así que si pretendo comunicarme con una mayor cantidad de personas –ojalá desconocidas, extrañamientos y extranjerías que van y vuelven cada jornada a mi lado– para eso está el 1 de 4 registro del deporte, el habla empresarial, la referencia televisiva, la conversación oficinesca, la certeza de la economía, el debate solo si hay elecciones democráticas cada cuatro años? ¿A quién queremos engañar multitudinariamente?

Levanto la cabeza y observo en ti una expresión de desconfianza ante mis repeticiones, porque sigo sin decirlo de frentón: ¿por qué quienes escribimos fingiríamos ser apolíticos? ¿Por qué si publico mis palabras literarias tendría que confiar en que esta voz la leerá otro lector o lectora diferente a mí?

La respuesta se me aparece nítidamente por este ojo izquierdo: a nuestro lado alguien lucha como sea con el vaivén del metro para sostener a duras penas su lectura del vespertino; con el derecho, en cambio, veo borroso que esa persona no apoya su lectura en el aire, en las barras o en las manillas del vagón, sino en tu hombro, en mi espalda, en el brazo de quienes en cada estación nos vamos apretujando más, y aun así nos cuidamos de no pasar a llevar el diario del colega, porque a diferencia de la pantallita, el audífono con micrófono y la cámara esa superficie se nos expone generosamente a los ojos de todos. En una esquina de esa página, una foto y un titular: “Crece apoyo a Lemebel para el Nacional”. Fija la mirada en el diario; tú también quieres que Pedro Lemebel gane el Premio Nacional de Literatura. Naturalmente. Desde mi punto de vista Skármeta, Germán Marín, Francisco Simón Rivas, Jorge Guzmán y el Poli Délano, otros candidatos este año, merecen también el reconocimiento –ante todo Diamela Eltit, quien pidió no ser postulada–, pero ahora mismo porfa que lo gane Lemebel; su obra es desafiante, singular y socialmente inclusiva, a pesar de que la campaña para que lo obtenga haya sido armada por una editorial española derechista junto a una costosa universidad local que busca privatizar la literatura chilena y a una hegemónica re-

setzen, um Gedanken in einem Notizheft zu vermerken, bedeutet gleichzeitig, demjenigen nicht mehr zuzuhören, der mich begleitet, und demjenigen, der den begleitet, der mich begleitet; sich hinzusetzen und in ein Notizheft zu schreiben bedeutet, ostentativ eine Tätigkeit zur Schau zu stellen, die den anderen chilenischen Fahrgästen verdächtig erscheint, denn: Wen will ich hinters Licht führen? Wenn ich doch für jede spontane Meinungsäußerung das Handy-Display zur Verfügung habe, das Headset mit integriertem Mikrofon, die Kamera, und wo wir doch immer wieder aufs Neue feststellen, dass so etwas wie ein vereintes Chile überhaupt nicht existiert, wenn ich mich also an ein breites Publikum wenden will – hoffentlich mir Fremden, Entfremdeten und Befremdeten, die jeden Tag den Hin- und Rückweg an meiner Seite bestreiten –, gibt es dafür doch die Gespräche über Sport, den Businessstark, den gemeinsamen Nenner Fernsehen, das Büroschwätzchen, die Binsenweisheiten der Wirtschaft oder auch die politischen Debatten, allerdings nur alle vier Jahre zu den demokratischen Wahlen. Wen wollen wir hier eigentlich massenhaft hinters Licht führen? Ich hebe den Kopf und bemerke in deinem Gesicht einen misstrauischen Blick wegen meiner ständigen Wiederholungen, weil ich es immer noch nicht klar und deutlich gesagt habe: Warum sollten wir, die wir schreiben, so tun, als seien wir apolitisch? Warum sollte ich mich denn darauf verlassen, dass in dem Moment, in dem ich meine literarischen Worte veröffentliche, diese Zeilen von einem Leser oder einer Leserin gelesen werden, die ganz und gar anders sind als ich?

Die Antwort scheint glasklar vor meinem linken Auge auf: Neben uns kämpft jemand gegen das Schwanken der U-Bahn an, um mit Mühe und Not seine Abendzeitung in Händen zu halten; mit dem rechten Auge aber sehe ich, dass dieser Jemand seine Lektüre nicht mithilfe der Luft stützt, der Haltestangen oder der Handgriffe des Wagens, er hält sich vielmehr an deiner Schulter, an meinem Rücken, am Arm derjenigen fest, die wir uns bei jeder Haltestelle noch ein wenig mehr aneinanderdrängen, und auch in diesen Momenten bemühen wir uns, der Zeitung des Kollegen keine Beachtung zu schenken, denn im Gegensatz zum Handy-Display, zum Headset mit integriertem Mikrofon und der Kamera, stellt uns diese Oberfläche großflächig vor den Augen der Anderen aus. Am Rand der Seite ein Foto und eine Überschrift: „Wachsende Unterstützung für Lemebel als Träger des Premio Nacional“. Schau genau hin; auch Du willst, dass Pedro Lemebel den Premio Nacional de Literatura gewinnt. Natürlich. Meiner Meinung nach verdienen auch Skármeta, Germán Marín, Francisco Simón Rivas, Jorge Guzmán und Poli Délano – die anderen diesjährigen Kandidaten – den Preis. Allen voran Diamela Eltit, die darum gebeten hat, nicht nominiert zu werden, aber diesmal soll doch bitte Lemebel gewinnen; sein Werk provoziert, es ist einzigartig und setzt

vista humorística de la oligarquía antipinochetista. Cierro, eso dije: de la oligarquía antipinochetista. Si en este vagón de personas que publicamos literatura chilena por altoparlante una voz preguntara cuál es la posición política de cada quien, la totalidad nos declararíamos antipinochetistas; eso quiere decir que nos oponemos a la estructura de Estado que construyó el gobierno dictatorial y que ha sido mantenida por todos los gobiernos posteriores, democráticamente electos. ¿Y qué pasa con la estructura de 2 de 4 Nación que legitimó a Pinochet y sus secuaces oligarcas –conservadores, luego liberales– en la administración pública meridional? Eso es lo que la más vistosa literatura chilena del último medio siglo ha aventurado; lo mínimo: con el ojo bueno revisa, impugna, recrea el lenguaje con que se formula la memoria de ese Estado autoritario, mientras con el ojo malo deja de revisar, de impugnar, de recrear el registro y el relato de una Nación que se ha concebido a sí misma en la lengua de la jerarquía, la competencia y la homogeneidad. A la narrativa chilena le ha bastado con sumarse al mínimo consenso ideológico que exige la memoria nacional reciente para hacerse muy visible y encontrar una complicidad, una respuesta amplia, una masa de lectores entre quienes no saben que sus miradas no se encuentran porque están dándose las espaldas, cuidándose –¿quién escribe y quién lee?–, igual que la narrativa antinazi en Berlín, la novela peronista en Buenos Aires, la crónica anticolonial en La Paz o la cuentística antirracista en Nueva York. Es necesario cuidarse las espaldas, aguzar la mirada ante el ataque totalitario; esa alarma nos impide ver nítidamente, sin embargo, qué nos hace multitud: la transa que excluye de los quioscos –de ese vespertino que alguien lucha por leer en el apretuje de la locomoción pública– la mayor parte de nuestras novelas, de nuestros cuentos, de nuestras crónicas, de nuestros poemas, de nuestras tesis universitarias, de nuestros textos teatrales, de nuestras columnas de opinión, de nuestros ensayos y de nuestros emails; en el centro de nuestra perspectiva hay un defecto visual, una mancha de luz que es la capital y el Capital de Chile y su mirada única, unitaria.

Cierro un ojo, ese con que estoy enfocando mal, pero eso no significa que te esté haciendo un guiño; quien escribe está siempre consciente de que la política es un texto fácilmente legible por todos en este vagón, y que, al revés, una página es fácilmente legible desde un punto de vista político: o convocamos a otros –a la multitud que va a entrar en la siguiente

auf soziale Inklusion, auch wenn die Kampagne, die ihm zum Sieg verhelfen soll, von einem rechten spanischen Verlag geplant wurde, in Kooperation mit einer teuren hiesigen Universität, die die chilenische Literatur zu privatisieren sucht, und einer hegemonischen Satirezeitschrift der Anti-Pinochet-Oligarchie. Ja, ich habe gesagt: der Anti-Pinochet-Oligarchie. Wenn in diesem Wagon mit Fahrgästen, die wir chilenische Literatur über Lautsprecher veröffentlichen, eine Stimme nach unserer politischen Positionierung fragen würde, würden wir uns allesamt als Antipinochetistas bezeichnen; das heißt, dass wir uns gegen jene Staatsform wenden, die die diktatorische Regierung hervorgebracht hat und die von allen folgenden Regierungen – demokratisch gewählten Regierungen – gestützt wurde. Und welche Auswirkungen hat die Regierungsstruktur, die Pinochet und seine oligarchischen Vasallen legitimiert hat – konservative, später liberale – auf den heutigen chilenischen Staat? Was die salonfähige chilenische Literatur des letzten halben Jahrhunderts gewagt hat, ist nicht gerade viel: Mit dem guten Auge überprüft, kritisiert, imitiert sie die Sprache, die das Gedächtnis dieses autoritären Staates formen soll, während sie mit dem schlechten Auge aufhört, die Stimme und das Narrativ einer Nation zu überprüfen, zu kritisieren und zu imitieren, die sich selbst mithilfe einer hierarchisierten Sprache herausgebildet hat, einer Sprache des Wettbewerbstrebens und der Gleichschaltung. Die chilenische Prosa hat sich damit begnügt, sich an den ideologischen Konsens dranzuhängen, der dem jüngsten nationalen Gedächtnis zur Sichtbarkeit verhelfen soll, und sich Komplizen zu schaffen, eine breite Leserschaft, von der sie nicht einmal bemerkt, dass sich ihre Blicke nicht treffen, weil sie ihr den Rücken zugehrt – wer schreibt und wer liest? –, wie im Falle der Antinazi-Prosa Berlins, des Perón-Romans von Buenos Aires, der antikolonialen Chronik von La Paz oder der antirassistischen Erzählung New Yorks. Natürlich müssen wir achtsam sein, genau hinsehen angesichts einer totalitären Offensive; diese Alarmbereitschaft hindert uns allerdings daran, klar zu sehen, was uns zur Masse macht: der Kompromiss, der den Großteil unserer Romane, unserer Erzählungen, unserer Chroniken, unserer Gedichte, unserer akademischen Arbeiten, unserer dramatischen Texte, unserer Meinungskolumnen, unserer Essays und unserer E-Mails vom Kiosk fernhält – er tritt auf in Gestalt der Abendzeitung, die jemand mit Mühe und Not im Gedränge des öffentlichen Transportmittels zu lesen versucht; in der Mitte unseres Blickfeldes gibt es einen Sehfehler, einen hellen Fleck, der sowohl das Zentrum als auch das Kapital von Chile darstellt, von Chile und seinem einzigen, einheitlichen Blick.

Ich schließe ein Auge, dasjenige, mit dem ich nicht richtig fokussieren kann, aber das bedeutet nicht, dass ich Dir zu zwinkere; jemand, der schreibt, ist sich stets bewusst, dass die

estación-, o no me convoco más que a mí mismo, mi único lector. Toda persona que viaja en el metro o en el Transantiago o a pie en los diferentes Chiles es antipinochetista, pero –como los anticolonialistas y los peronistas– existen antipinochetistas de izquierda y antipinochetistas de derecha. El Premio Nacional a Lemebel, por ejemplo, anunciaría que otras 3 de 4 hablas y otros géneros son tan necesarios para tramar el relato de Chile como la novela y el poemario. Sin embargo, una vez más desenfocamos el problema que está en primer plano: a un Premio Nacional de Chile solamente lo puede postular una institución, y en el caso de Lemebel lo hizo el tinglado corporativo-oligárquico de la editorial Planeta, la revista *The Clinic* y la Universidad Diego Portales. A ti, como a todos en este vagón, te revienta la manera en que las élites usan una obra avanzada y popular para asegurarse otra vez el control social mediante una transa económica. Y con Lemebel – el cronista loca de la pobla, el performer mapurbe que intervino sexualmente el antipinochetismo de izquierda, el autor o autora lumpenproletario que perdió su furia cuando se enfermó mortalmente– tampoco vemos por el otro ojo cómo la capital, el Capital nos manipula; él o ella no tiene ya nada que perder, porque nunca ha tenido nada, ni voz ni cuerpo ni lugar dentro de una nación sucesivamente colonizada, conservadora, liberal, socialdemócrata, neoliberal, aunque siempre una sola y limpia su mirada –unánime, cómplice, graciosa su escritura– fija en un pasado reciente y borroneados sus otros tiempos, y sin darme cuenta te estoy describiendo la escritura de Antonio Skármeta, el más seguro ganador del Premio Nacional este año. Pero la literatura tiene otro defecto, que la arrebatada de las instituciones y nos lleva consigo: una mirada a largo plazo que me sobrepasa, una multitud de voces durante una lectura que vuelve –me dices–, y nos abrimos paso hacia la puerta, porque aquí nos bajamos.

Politik für alle in diesem Wagon ein leicht lesbarer Text ist, und dass, umgekehrt, von politischen Gesichtspunkten aus eine Buchseite leicht lesbar ist: entweder wenden wir uns an andere – an die Massen, die an der nächsten Haltestelle einsteigen werden –, oder ich wende mich an niemand anderen als an mich, meinen einzigen Leser. Jeder, der in der U-Bahn reist oder mit dem Transantiago oder zu Fuß in den verschiedenen Chiles, ist Antipinochetista, allerdings gibt es – genau wie bei den Antikolonialisten und den Peronisten – linke und rechte Antipinochetistas. Lemebel als Preisträger des Premio Nacional würde darauf aufmerksam machen, dass neben dem Roman und der Lyrikanthologie auch andere Stimmen und Genres notwendig sind, um das Narrativ Chiles zu spinnen. Und dennoch übersehen wir auch hier wieder das Problem, das sofort ins Auge sticht: Ein Anwärter auf den Premio Nacional de Chile kann nur von einer Institution nominiert werden, und im Falle Lemebels war es eben das korporativ-oligarchische Gespann des Verlages Planeta, der Zeitschrift *The Clinic* und der Universidad Diego Portales. Dich stößt, genauso wie die anderen im Wagon, die Art und Weise ab, in der die Eliten sich ein etabliertes und populäres Werk zunutze machen, um sich aufs Neue die soziale Kontrolle mithilfe eines wirtschaftlichen Kompromisses zu sichern. Und mit der Wahl von Lemebel – dem verrückten Unterschichtenchronisten, dem Urban-Mapuche-Performer, der die Anti-Pinochet-Linke sexuell unterwanderte, dem Autor oder der Autorin des Lumpenproletariats, der seine Bissigkeit verlor, als er lebensbedrohlich erkrankte – sehen wir mit dem anderen Auge wieder nicht, wie uns das Zentrum, das Kapital manipuliert; er oder sie hat nichts mehr zu verlieren, weil er oder sie niemals etwas besaß, weder Stimme noch Körper noch Platz inmitten einer Nation, die nach und nach kolonisiert wurde, konservativ, liberal, sozialdemokratisch, neoliberal, wenngleich auch immer mit einem einzigen und reinen Blick – und einer einmütigen, komplizenhaften, honigsüßen Literatur –, einem Blick gerichtet auf die jüngste Vergangenheit, mit einer nur verschwommenen Wahrnehmung der anderen Zeiten, und ohne dass ich es gemerkt hätte, beschreibe ich dir gerade die Literatur von Antonio Skármeta, des wahrscheinlichsten Gewinners des diesjährigen Premio Nacional. Aber die Literatur hat eine andere Eigenart, die sie den Institutionen entreißt und die uns für sie einnimmt: einen Weitblick, der mich übersteigt, eine Stimmenvielfalt, die sich immer wieder Gehör verschafft, innerhalb einer einzigen Lektüre – sagst du, während wir uns zur Tür hindurchkämpfen, weil wir hier aussteigen.



LYRIK:

LEGNA

RODRÍGUEZ

IGLESIAS

Übertragung:
Johanna Schuering

La sed /

Durst

Mil quinientos era todo lo que tenía en la mano
compré un ferrocarril y una compañía eléctrica
compré Illinois, Connecticut, Santiago,
Paseo Tablado, Marvin, New York,
construí casas y hoteles pero no me enamoré
nadie me besó en la boca
un día caí en la cárcel y al otro día salí de ella
con una tarjeta para salir de la cárcel gratis
dos millones era todo lo que tenía en la mano
había sido más fácil que tomarme un vaso de agua.

Tausendfünfhundert hatte ich in der Tasche
und kaufte einen Bahnhof und das Elektrizitätswerk
dann Opernplatz, Poststraße, Münchner Straße,
Schlossallee, Goethe und Berliner Straße,
ich baute Häuser und Hotels aber ich verliebte mich nicht
niemand küsste mich auf den Mund
eines Tages landete ich im Gefängnis und kam anderntags
mit einer Ereigniskarte wieder frei
zwei Millionen hatte ich in der Tasche
das war leichter gewesen, als ein Glas Wasser zu trinken.

Yo no existo / Ich existiere nicht

Aquí está la oreja
aquí está el cuello
aquí la nuca y el hombro
esto tan bonito es el pezón
esto de aquí
anegado en agua
es el ombligo
aquí está la ingle
pero en la ingle ni loca
aquí está la vulva
pero en la vulva ni loca
todavía
ni loca
aquí la pierna
y el tobillo
y la planta
estos son los labios
y esto es lo que da el afeite
aquí está el clítoris
y esto es lo que da el amor
una lengua entre los labios
sin comunicarse
las bajas pasiones
también existen.

Hier ist das Ohr
hier ist der Hals
hier der Nacken und die Schulter
dies Entzückende ist
die Brustwarze
und dies hier
umspült von Wasser
ist der Bauchnabel
hier ist die Leiste
aber an der Leiste nie im Leben
hier ist die Vulva
aber an der Vulva nie im Leben
noch nicht
nie im Leben
hier das Bein
und der Knöchel
und die Fußsohle
dies hier sind die Lippen
und dies ist, was sie schmückt
hier ist die Klitoris
und dies ist, was sie liebt
eine Zunge zwischen den Lippen
ohne Worte
die niederen Leidenschaften
existieren nun mal auch.

Verdadera escritor

Echte Schriftsteller

Si lograr poema ahora
yo ser verdadera escritor
porque sentir mal adentro
romper mi alma en muchos
cómo se dice
pedazos
cómo persona destruye persona
es la pregunta que hacer a mí
y yo no saber cómo
pero saber
que soy
cómo se dice
destruida
persona destruye arquitectura
pero persona no destruye persona
creer yo que persona
destruir
todo
persona ser arquitectura
y persona ser
cómo se dice
destrucción.

Wenn Gedicht jetzt glücken
ich echte Schriftsteller sein
weil schlecht fühlen innen
meine Seele zerbrochen in viele
wie sagt man
Teile
wie Mensch zerstört andere Mensch
die Frage ich mich stellen
und ich nicht wissen wie
aber wissen
dass ich bin
wie sagt man
zerstört
Mensch zerstört Gebäude
aber Mensch zerstört nicht Mensch
ich glauben dass Mensch
zerstören
alles
Mensch sein Gebäude
und Mensch sein
wie sagt man
Zerstörung.

Los kilómetros / kilometer

Lo lógico en un hombre que va por una línea
es que pierda el equilibrio y caiga
comprendiendo que la tierra es una superficie
buena para sus pies y buena para sus manos
para un hombre que va por la tierra
a veces con los pies y a veces con las manos
no es lógico que pierda el equilibrio y caiga
comprendiendo que la tierra es una superficie
engañosa y común
y que una línea hubiera sido recta
para mí que perdí las piernas
y luego perdí los brazos
y luego el corazón
la lógica no indica nada.

Logisch für einen Menschen der auf einer Linie läuft
ist das Gleichgewicht zu verlieren und zu fallen
er versteht dann dass die Erde als Oberfläche
gut für seine Füße und gut für seine Hände ist
für einen Menschen der auf der Erde läuft
manchmal auf Füßen und manchmal auf Händen
ist es nicht logisch das Gleichgewicht zu verlieren und zu fallen
er versteht dann dass die Erde als Oberfläche
tückisch und gemein ist
und dass eine Linie gerade gewesen wäre
mir die ich die Beine verlor
und dann die Arme verlor
und dann das Herz
hilft die Logik überhaupt nicht mehr.

Un aeropuerto
no tiene habitantes
siempre está lleno o vacío
pero incluso lleno
no hay señales en él
de ropa usada sobre una silla
o zapatos tirados por ahí
en general es un asco
de convivencias
nadie se conoce
y todos usan
el mismo baño
la misma cafetería
todos entran y salen
por la misma puerta
para algunos es bueno
pasarse la vida
de puerta
en puerta.

Exit
Exit

Ein Flughafen
hat keine Bewohner
immer ist er entweder
überfüllt oder menschenleer
aber selbst überfüllt
gibt es keine Spuren
gebrauchter Kleidung auf Stühlen
oder achtlos dahin geworfener Schuhe
im Grunde ist es ein Haufen
unerträglicher Zusammenkünfte
keiner kennt den anderen
und alle benutzen
dasselbe Klo
denselben Imbiss
alle kommen und gehen
durch dieselbe Tür
für manche ist es gut
zwischen Tür
und Angel
zu leben.

P/

PROSA:

FRANCISCO

BITAR



El vestido azul /

Das blaue Kleid

Übersetzung: Karina Theurer, Illustration: Rosy Jungbluth

Dora había encontrado el vestido hacia fines de enero en lo que parecía una casa de familia de Diagonal Goyena, cerca de su propio departamento pero lejos de los paseos de compras de la ciudad. Era de noche cuando lo vio y las piernas fijas del maniquí bajo la falda de gasa parecían estar de paso por el negocio para seguir de inmediato su camino hacia una fiesta de gala, en un barrio más elegante. Las mujeres que seguían de largo sin pararse a mirarlo le resultaban a Dora unas brutas de la peor especie, pero miró de arriba abajo a una chica que como ella había quedado hipnotizada delante de la vidriera. Deseó entonces tener una buena oportunidad de vestirlo, es decir, una buena excusa para comprarlo; después de todo, no faltaba mucho para que el verano llegara a su fin, para que el corte y el color de esa temporada (un azul profundo, de un raro buen gusto para los carcamanes de la moda) pasaran definitivamente a la historia.

Por eso, cuando Andrés le dijo que su amiga Laura se casaba a mediados de febrero y que estaban invitados a la fiesta, ella recordó de inmediato el vestido bajo la luz cenital de la vidriera y se dijo que había llegado el momento de ponerse tan hermosa como era posible, algo que no ocurría muy a menudo.

—Qué lindo —dijo ella; una noticia de ese tipo podía tranquilamente inaugurar un año de buena suerte.

—Era sabido —agregó.

—Sí —dijo él.

Parecía haber una interferencia en la línea pero era solamente la barba crecida de Andrés en contacto con el tubo. Cuando era él quien llamaba, lo hacía desde el teléfono fijo de sus padres para no gastar el crédito de su celular.

Dora hatte das Kleid Ende Januar in einem kleinen familiär anmutenden Geschäft in der Diagonal Goyena entdeckt, ganz in der Nähe ihrer eigenen Wohnung und fernab der üblichen Shoppingreviere der Stadt. Es war schon dunkel, als sie es erblickte und die unter dem Gaze-Rock hervorragenden stocksteifen Beine der Schaufensterpuppe schienen lediglich zu einer kurzen Stippvisite im Geschäft zu sein, bevor sie gleich zu einer Galafeier in einem eleganteren Stadtteil weiterflanieren würden. Die das Kleid nicht wahrnehmenden, an ihm vorbeieilenden Frauen zeugten in Doras Augen von ihrer eigenen Plumpheit, während sie eine junge Frau, die ebenso wie sie selbst ganz gebannt vor dem Schaufenster stand, ganz genau betrachtete. Wie sehr sehnte sie sich in diesem Moment nach einer Gelegenheit, das Kleid zu tragen, oder besser gesagt nach einem Vorwand, es zu kaufen; schließlich würde es nicht mehr lange dauern, bis der Sommer zu Ende, der Schnitt und die In-Farbe der Saison (tiefblau, von erstaunlich gutem Geschmack für die Paradiesvögel der Modewelt) in die Geschichte eingegangen sein würden.

Als Andrés ihr deshalb erzählte, dass seine Freundin Laura Mitte Februar heiraten würde und sie beide zur Feier eingeladen seien, erinnerte sie sich sofort an das im Schaufenster ausgestellte direkt von oben angestrahlte Kleid und beschloss, dass der Moment gekommen war, sich endlich einmal richtig aufzuhübschen, eine Gelegenheit, die sich für gewöhnlich nicht all zu häufig bot.

„Wie schön“, sagte sie; solch eine Nachricht hatte das Potential, ein regelrechtes Glücksjahr einzuläuten.

„War ja eigentlich klar“, ergänzte sie.

„Ja“, erwiderte er knapp.

Es schien in der Leitung zu knacken, aber es war nur Andrés' Dreitagebart, dessen Stoppeln am Hörer kratzten. Er rief sie immer vom Festnetz seiner Eltern aus an, um das Guthaben seines Mobiltelefons zu schonen.

—Lindo —dijo Andrés. Ella podía imaginarlo en calzoncillos, con el televisor sin volumen y sosteniendo el tubo con el hombro.

—Es raro igual que nos haya invitado tan encima de la fecha —dijo Dora.

Andrés, al otro lado de la línea, soltó un suspiro. Ahora ella tenía que pensar en el lado oscuro de su comentario.

—¿Lo decidió a último momento? —preguntó Dora.

—¿Cuál es la diferencia? Lo importante es que nos invitó.

—Eso seguro.

—Sí.

La barba de Andrés volvió a raspar el auricular y Dora separó el tubo unos centímetros de su oreja.

—Capaz se le cayó algún invitado —dijo Dora después de un rato, con el auricular todavía a una distancia prudente.

—La conozco desde que tengo 15 años. Yo soy uno de sus primeros invitados.

Dora pensó en lo que su novio acababa de decirle.

—Bueno —le dijo.

—Sí —volvió a decir Andrés.

—Voy a ponerme linda, entonces —dijo ella.

Desde el momento mismo en que compró el vestido, pensó en un estricto plan de belleza para la semana siguiente. Debería evitar una comida por día (según su propia experiencia, el almuerzo era lo más fácil de descartar) de modo de no rechazar ninguno de los platos la noche de la fiesta. La dieta estaría acompañada de una caminata de tres kilómetros diarios a buena velocidad, nada de gimnasio. En cuanto al color de su piel, el azul del vestido iba perfectamente con su tono pálido; con ponerse un rato al sol el mismo día de la fiesta para darse apenas un toque de color, sería más que suficiente.

Cada noche de esa semana, bajo la corriente fría del aire acondicionado de su dormitorio, comprobó el resultado de sus esfuerzos antes de meterse en la cama. Lo hacía con una copa de vino blanco en una mano al mismo tiempo que con la otra hojeaba una revista o cambiaba de canal directamente desde la caja del televisor. El vestido le calzaba como un guante, sobre todo si se la miraba desde atrás, aunque su parte delantera también tenía lo suyo. En total, para tener una idea fiel de su vestido, había que mirarla adelante y atrás. Mientras hacía todo esto llamaba a su novio, de celular a celular. Ella estaba de buen ánimo, mucho más divertida que Andrés, quien iba a pasar esa semana preparando sus exáme-

„Schön“, sagte Andrés. Sie stellte sich vor, wie er in Unterhosen und mit zwischen Kopf und Schulter geklemmtem Hörer vor dem lautlos geschalteten Fernseher saß.

„Merkwürdig, dass sie uns erst so spät eingeladen hat“, überlegte Dora.

Am anderen Ende der Leitung seufzte Andrés auf. Nun war es an ihr, darüber nachzudenken, was sie da gerade eigentlich gesagt hatte.

„Haben sie es erst in letzter Minute entschieden?“ fragte Dora.

„Was macht das für einen Unterschied? Wichtig ist ja wohl nur, dass sie uns eingeladen hat.“

„Stimmt.“

„Exakt.“

Andrés' Bart kratzte schon wieder am Hörer und Dora hielt den ihren ein paar Zentimeter von ihrem Ohr entfernt.

„Vielleicht ist einer ihrer Gäste abgesprungen“, überlegte Dora, den Hörer immer noch in sicherer Entfernung.

„Wir kennen uns seitdem ich 15 bin. Ich bin einer der ersten Eingeladenen.“

Dora dachte über das eben Gesagte ihres Freundes nach.

„Hmm“, so sie.

„Genau“, bekräftigte Andrés.

„Ich werd' mich hübsch machen“, sagte sie.

Kaum das Kleid gekauft, hatte sie bereits ein striktes Beautyprogramm für die darauf folgende Woche entworfen. Um bei der Hochzeitsfeier von allen Gerichten kosten zu können, würde sie eine Mahlzeit pro Tag ausfallen lassen. (Ihrer Erfahrung nach war es am einfachsten, das Mittagessen zu streichen.) Zur Diät würde täglich ein flotter Spaziergang von drei Kilometern kommen, kein Workout im Studio. Das Blau des Kleides passte perfekt zu ihrem hellen Teint; ein kurzes Sonnenbad am Tag der Feier würde vollkommen ausreichen, um ihrer Haut den perfekten Hauch Tönung zu verleihen.

An jedem Abend während dieser Woche begutachtete sie vor dem Zubettgehen in der von der Klimaanlage gekühlten Luft in ihrem Schlafzimmer die Fortschritte ihrer Anstrengungen, hatte dabei in der einen Hand ein Glas Weißwein und blätterte mit der anderen eine Zeitschrift durch oder zappte direkt am Fernseher durch die Programme. Das Kleid passte wie angegossen, vor allem von hinten besehen, obwohl natürlich auch ein Blick von vorne seine Vorzüge hatte. Schlussendlich und um einen angemessenen Eindruck zu bekommen, musste man sie von beiden Seiten betrachten.

Während dieser Zeremonie telefonierte sie mit ihrem Freund, von Mobiltelefon zu Mobiltelefon. Sie war beschwingt, viel besser gelaunt als Andrés, der sich die ganze Woche über auf seine Prüfungen im Februar würde vorbereiten müssen. Dass er sich nicht wirklich auf ihr Gespräch konzentrierte,

nes de febrero. A Dora le importaba poco que él no se concentrara lo suficiente en la charla, pero la tercera noche después de la compra del vestido, Andrés soltó un reproche: “¿Otra vez te estás probando ese vestido?”, le dijo. Ella se quedó muda por un segundo. A partir de la noche siguiente, Dora también lo llevó puesto, pero Andrés nunca lo supo.

Dora y Andrés vivieron juntos durante un año, el segundo de su noviazgo. No había sido fácil al principio, pero las cosas no tardaron en acomodarse y en total habían alcanzado, según los cálculos de Dora, unos seis meses de armonía. Fue para la época en que recibían gente casi todos los fines de semana, cuando los amigos de él tanto como los de ella habían simpatizado entre sí. Había intereses cruzados salvo por el caso de Laura, la única amiga mujer de Andrés. Ella nunca se despegaba de su novio, ni siquiera para reírse, había dicho Dora. “Van derecho al casamiento”, le devolvió Andrés, y a Dora no le gustó en absoluto la manera en que lo dijo.

Pero, en contra de todos los pronósticos, nada pasó entre ambos grupos y los amigos de Andrés, sin conquistas dignas de mención, se habían alejado del departamento dejando las reuniones a merced de los amigos de Dora. Eso significaba que Andrés podía participar de esas reuniones, pero cada vez que salía con sus propios amigos, lo hacía solo.

Dora no lo había notado hasta entonces, pero sin sus amigos y adentro de casa Andrés era el tipo de hombre que no toleraba que hablaran en su lugar, sobre todo si eran otros hombres quienes lo hacían y tenían algo interesante para decir. El caso es que tampoco se atrevía a interrumpirlos. Se limitaba a hacer sonidos extraños con su respiración (como si tratara de sacar un carozo por la nariz) o se dedicaba a doblar las tapitas de cerveza. Después habría tiempo de hablar pestes de ellos en la intimidad.

Para este momento, Andrés empezó a hacerle reproches de todo tipo: que Dora pasaba demasiado tiempo en el consultorio donde trabajaba como recepcionista, que era una casa chica y alejada (¿alejada de qué?), que él necesitaba quedarse hasta tarde para estudiar y hacer todo el ruido que fuera necesario sin sentir que estaba molestando.

El día de la fiesta, Dora durmió tanto como pudo. A eso de las nueve de la mañana se levantó de un salto con la sensación de que llegaba tarde al consultorio,

fand Dora no so schlimm, aber am dritten Abend nach dem Kauf des Kleides platzte Andrés heraus: „Hast du etwa schon wieder dieses Kleid an?“ Ihr verschlug es für Sekunden die Sprache. Von diesem Abend an trug Dora das Kleid zwar weiterhin, erwähnte es aber Andrés gegenüber nicht mehr.

Dora und Andrés lebten seit einem Jahr zusammen, ihrem zweiten, seitdem sie ein Paar waren. Zu Beginn war es alles andere als einfach gewesen, aber dann spielten sie sich aufeinander ein und Doras Einschätzung zufolge lief es seit nunmehr einem halben Jahr doch recht gut. Ungefähr zu jener Zeit bekamen sie fast jedes Wochenende Besuch, lernten sich sowohl seine als auch ihre Freunde untereinander immer besser kennen. Sie hatten durchaus gemeinsame Interessen, bis auf Laura, die einzige Frau unter Andrés' Freunden. Dora hatte es so ausgedrückt, dass jene unter keinen Umständen von der Seite ihres Freundes weiche, nicht einmal, um sich über einen Witz zu amüsieren. „Auf direktem Weg zum Traualter die beiden“, kommentierte Andrés, wobei die Art und Weise, wie er es sagte, Dora nicht ganz geheuer war.

Entgegen aller Vorhersagen hatte es zwischen den beiden Freundeskreisen doch nicht gefunkt und Andrés' Freunde waren der Wohnung allmählich fern geblieben, ohne nennenswerte Eroberungen gemacht zu haben. Dass zu den wöchentlichen Treffen nunmehr nur noch Doras Freunde kamen, führte dazu, dass Andrés zwar weiterhin an ihnen teilnehmen konnte, seine eigenen Freunde jedoch immer auswärts und alleine traf.

Erst nach und nach fiel Dora auf, dass Andrés zu jenen Männern gehörte, die es ohne ihre Freunde und in ihren eigenen vier Wänden als Affront empfanden, wenn andere, insbesondere Männer, sich im Gespräch zu sehr hervortaten und dann auch noch etwas Interessantes zu erzählen hatten. Allerdings ging er nicht etwa so weit, sie dann zu unterbrechen. Stattdessen beschränkte er sich darauf, hörbar durch die Nase zu atmen (als ob er einen feststeckenden Kiesel loswerden müsste) oder Bierdeckel umzuknicken. Später erst und unter vier Augen würde er seinem angestauten Ärger Luft machen.

Zu jener Zeit begann Andrés' Nörgelei: dass Dora zu viel Zeit in der Praxis verbringe, in der sie als Sprechstundengehilfin arbeitete, dass die Wohnung winzig und viel zu weit weg sei (zu weit weg wovon?), dass er wegen des Studiums bis spät in die Nacht aufbleiben und so viel Lärm machen können müsse, wie er wolle, ohne das Gefühl haben zu müssen, zu stören.

Am Tag der Feier schlief Dora so lange sie konnte. Gegen neun Uhr morgens schreckte sie mit dem Gefühl hoch, zu spät zur Praxis zu kommen, bemerkte aber sogleich die Stille auf der anderen Seite der Wand und erinnerte sich, dass es Sams-

pero entendió de inmediato, por el silencio al otro lado de la pared, que era sábado. Los días de trabajo empezaban temprano con la radio del vecino y terminaban con ruido a cinto de hombre: el sonido del cuero que se deslizaba y después el sonido metálico de la hebilla suelta, del tamaño de un pedal de bicicleta. Dora se acostó otra vez y logró dormirse. La idea era descansar de un tirón sin que fuera necesario dormir la siesta: siempre se corría el riesgo de levantarse con la cara pesada y hasta era posible que una no llegara a deshincharse del todo. Si ocurría algo así, seguro habría alguien dispuesto a pensar que habías estado llorando y, lo que era peor, preparado también para decirlo.

Almorzó cereales del paquete y un vaso de jugo multifrutal y a las cuatro en punto de la tarde subió a la terraza con una botella de agua fría. Tendió la toalla sobre la losa caliente, miró las nubes por última vez y cerró los ojos al sol. Por cada gota de transpiración que brotaba de su piel, Dora sentía que estaba haciendo avances. Nada en especial cruzó su mente durante la primera media hora, pero en el instante mismo de abrir los ojos, se dijo que podría adivinar cuál era la posición exacta de las nubes por la velocidad del viento y el tiempo transcurrido.

Después de estar unos minutos boca abajo, se abrió la puerta de la terraza y la voz del vecino la saludó a sus espaldas. Era la voz de un hombre, de alguien que miraba noticieros, trabajaba duro y vivía solo. Ella también dijo hola sin mirarlo y él se acercó a la cuerda y se tomó su tiempo para colgar el lavarropas del fin de semana. Dora llevaba puesto su bikini roja con el corpiño desatado en la espalda. Bien pensado, era una manera de estar a mano: después de todo ella lo escuchaba cada noche cuando él se soltaba el cinto y se bajaba el pantalón.

Después de pasar más de una hora en el baño, se vistió exactamente como lo haría esa noche: había llegado el momento de caminar con los tacos puestos y probar los efectos del vestido en movimiento. Subió las persianas y abrió las tres ventanas de la casa de modo que la pequeña cocina-comedor quedó atrapada en un juego de espejos. Dora entraba desde su habitación y se miraba de frente en el vidrio de la cocina y de espaldas en el vidrio de su dormitorio. Entraba desde el baño y se miraba a un costado en el vidrio del pasillo y de manera oblicua otra vez en el vidrio de la cocina.

tag war. An Wochentagen hörte sie morgens immer das Radio des Nachbarn – und am Abend das Geräusch eines Männergürtels: aneinander vorbei gleitendes Leder und dann das metallene Klacken der geöffneten Schnalle, von der Größe eines Fahrradpedals. Dora legte sich wieder hin und schlummerte nochmals ein. Ihr Plan war, sich möglichst lange im Bett auszuruhen, um später auf den Mittagsschlaf verzichten zu können: Letzterer barg immer das Risiko in sich, mit verquollenem Gesicht aufzuwachen und die Schwellung nicht mehr ganz loszuwerden. In diesen Fällen musste man darauf gefasst sein, dass jemand daraus schließen würde, dass man geweint habe, und schlimmer noch, so taktlos sein würde, dies anzusprechen.

Zu Mittag aß sie Cornflakes und trank Multivitaminsaft und um Punkt vier Uhr ging sie mit einer Flasche kühlen Wassers zur Terrasse hoch. Sie breitete das Handtuch über die heißen Fliesen aus, betrachtete ein letztes Mal die Wolken und schloss dann die Augen wegen des Sonnenlichts. Sie genoss jede von ihrer Haut tropfende Schweißperle als einen kleinen Schritt in Richtung ihres Ziels. Während der ersten halben Stunde drifteten ihre Gedanken davon, doch als sie die Augen öffnete, hatte sie das klare Gefühl, allein aus der Geschwindigkeit des Windes und der vergangenen Zeit die exakte Position der Wolken vorhersagen zu können. Sie lag schon ein paar Minuten auf dem Bauch, als sich die Terrassentür öffnete und sie ihren Nachbar sie grüßen hörte. Die Stimme eines Mannes, jemandes, der Nachrichten schaute, hart arbeitete und allein lebte. Sie erwiderte den Gruß ohne ihn anzublicken, er ging zur Wäscheleine und hängte in aller Ruhe eine Trommelladung Kleider auf. Der Verschluss des roten Bikinis, den Dora trug, war am Rücken geöffnet. Gut gemacht, auf diese Weise konnte sie schnell reagieren: letztendlich hörte sie jeden Abend, wie er den Gürtel öffnete und seine Hose auszog.

Nachdem sie mehr als eine Stunde im Bad verbracht hatte, zog sie sich exakt so an, wie sie es für diesen Abend vorgesehen hatte: der Augenblick war gekommen, die Schuhe mit Pfennigabsätzen anzuziehen und zu testen, wie sich das Kleid beim Gehen machte. Sie zog die Rollläden hoch, öffnete die drei Fenster und die kleine Wohnküche wurde zum Spiegelkabinett. Dora betrat es vom Schlafzimmer aus und betrachtete sich frontal im Glas des Küchenfensters und ihren Rücken im Schlafzimmerfenster. Sie betrat die Küche vom Badezimmer aus und blickte auf ihr Profil im Fenster des Flures und schräg gegenüber auf jenes im Küchenfenster.

„Mmm, Dorita, du siehst zum Anbeißen aus“, rief ihr Dante, ihr schwuler Nachbar, vom gegenüberliegenden Fenster aus zu. Im Gegensatz zu Dante, der sich, während er in seiner eigenen Küche (einer Replik Doras Küche) Tereré zubereitete, nicht die kleinste ihrer Bewegungen hatte ent-

—Mm, Dorita, hoy estás para matar —exclamó Dante, su vecino gay, desde la ventana de enfrente. Al contrario de Dante, que no se había perdido un solo movimiento mientras preparaba tereré en su propia cocina (una réplica de la cocina de Dora), recién ahora ella advertía su presencia, su camisa amarilla desprendida y su shorcito blanco.

—¿Te gusta? —dijo Dora, poniendo el taco derecho en punta para sacar la pierna por el tajo de la pollera. Dante terminó de volcar el jugo en un termo amarillo con forma de jarra y se llevó el dedo índice a la frente para secarse una gota de transpiración imaginaria.

—Por favor. ¿Están de salida con el Andresito?

—Sí. Casamiento.

—Qué lindo. ¿Querés?

Dora enfundó la pierna en el vestido y recibió el primer tereré del termo de ventana a ventana, por encima del pequeño patio interno.

—Les empieza a picar cerca —dijo Dante—. Y ustedes, ¿para cuándo?

Dora agachó la cabeza. Cuando le devolvió el vaso un segundo después, pudo ver que su vecino le miraba el escote.

En ese momento entraba Raúl, la pareja de Dante, vestido de bata blanca y con el pelo enrulado y húmedo. Cargó agua por el pico y puso la pava a calentar; Raúl tomaba mate amargo y, cuando Andrés vivía en el departamento, mateaban seguido como hacían ahora Dora y Dante con el tereré. En una ocasión Andrés le había dicho a Dora que de los dos vecinos, Raúl era el hombre. “¿Y Dante?”, había preguntado ella, “¿Qué sería Dante?”.

—Dorita —le dijo Raúl. El fuego de la hornalla ya estaba bajando—, estás hermosa.

—Gracias —dijo Dora. Con eso recuperó el humor: ella también lo tomó como el cumplido de un hombre.

—Están de casamiento —informó Dante.

Raúl levantó las cejas y, por alguna extraña conexión, se movieron los pelos húmedos de su pecho. Eso también le gustó a Dora.

—Igual, vas a tener que llevar paraguas —dijo Dante.

—¿Por? —soltó Dora.

—Se viene el agua, mamita.

—¿Te parece? —dijo ella y asomó medio cuerpo por la ventana. Las nubes se habían amontonado hacia el sur de la ciudad y más allá, sobre Santo Tomé y Sauce Viejo.

—No pasa nada —dijo Dora—. Todo el mes estuvimos así y nunca llovió.

gehen lassen, bemerkte sie ihn erst jetzt, sein ausgebleichtes gelbes Hemd und seine weißen Shorts.

„Gefällt’s dir?“, fragte Dora während sie das rechte Bein anwinkelte, dabei durch den seitlichen Schlitz des Rocks zog und den Absatz so hob, dass nur noch die Schuhspitze den Boden berührte. Dante goss den rechtlichen Saft in eine gelbe rundbäuchige Thermoskanne und strich mit dem Zeigefinger über seine Stirn, um sich einen imaginären Schweißtropfen von der Stirn zu wischen.

„Ich bitte dich. Geht ihr heute aus, du und Andresito?“

„Ja. Zu einer Hochzeit.“

„Wie schön. Willst du auch?“ Dora zog das Bein unter den Stoff des Kleides zurück und nahm das erste Glas Tereré aus der Thermoskanne in Empfang, das von Fenster zu Fenster über den kleinen Innenhof gewandert war.

„So langsam seid Ihr an der Reihe“, lachte Dante.

„Wann ist es bei Euch soweit?“

Dora senkte den Kopf. Als sie ihm kurz darauf das Glas zurückgab, bemerkte sie, dass ihr Nachbar ihr in den Ausschnitt lugte. In diesem Moment kam Dantes Partner Raúl im Bademantel und mit noch nassem gekringeltem Haar in die Küche. Er füllte Wasser in den Teekessel und stellte ihn auf den Herd; Raúl trank den Mate immer bitter und zur Zeit als Andrés noch ständig in der Wohnung war, hatten sie regelmäßig gemeinsam Mate getrunken, so wie Dora und Dante es jetzt mit dem Tereré taten. Irgendwann hatte Andrés Dora gegenüber kommentiert, dass von den beiden Nachbarn Raúl der Mann sei.

„Und Dante?“, hatte sie nachgefragt, „Dante wäre wer?“.

„Dorita“, setzte Raúl an. Die Gasflamme des Herds flackerte schon.

„Bildhübsch bist du.“

„Danke“, erwiderte Dora. Ihre Laune besserte sich. Auch für sie war dies nun ein Kompliment eines Mannes.

„Sie gehen zu einer Hochzeit“, informierte ihn Dante. Raúl hob die Brauen, woraufhin sich aus einem unerfindlichen Grund auch seine noch nassen Brusthaare bewegten. Auch dies gefiel Dora.

„Einen Regenschirm wirst du aber mitnehmen müssen“, sagte Dante.

„Wieso?“, entgegnete Dora.

„Es wird regnen, Kleines.“

„Meinst du?“, fragte sie und lehnte sich mit dem Oberkörper weit aus dem Fenster.

Im Süden der Stadt hatten sich wahre Wolkenberge zusammengebraut, und auch dahinter, über Santo Tomé und Sauce Viejo.

„Da passiert nichts“, kommentierte Dora. „So sieht es schon den ganzen Monat über aus und geregnet hat es noch nie.“ „Dieses Mal schon, meine Liebe. Platzregen haben sie für heute Nacht und für morgen den ganzen Tag über vorhergesagt, nicht wahr, Raúl?“

—Esta vez se viene en serio, querida. Está pronosticado chaparrones para esta noche y lluvia todo el día para mañana, ¿no cierto, Raúl? Pero Raúl terminaba de cargar el termo y abandonaba la cocina con el mate en la mano.

—¡Dorita, pero cambiá esa cara, che! Lo importante es que estás hermosa.

—Ella volvía al dormitorio cuando Dante levantó la voz—. ¡Ay, mami, mirá lo que sos! ¡Quien pudiera tener esa colita!

Pintó las uñas de sus manos y sus pies con un esmalte color rojo intenso de la marca Thelma y Louise. Frente al espejo del baño, aplicó una delgada capa de base sobre su cara y su cuello, delineó sus ojos, estiró sus pestañas y le dio brillo a sus labios con un pincel tipo hisopo. De nuevo en la habitación, se echó una nube de perfume en el cuello y los hombros. Después abrió la puerta del placar donde estaba el espejo.

Pasadas las nueve y media, Dora llamó a Andrés por primera vez en la noche, pero él no atendió su celular; llevaba 45 minutos de demora. Volvió a llamarlo y esta vez dejó sonar el teléfono los siete tonos que hacía falta para llegar al contestador. Cada motor que se acercaba por su calle le hacía parar la oreja, contando también ciclomotores y colectivos. Pero en el momento mismo en que pasaban frente al edificio, todos seguían religiosamente de largo, incluso los que iban muy lento.

—Esperá que te doy con la madre —dijo el padre de Andrés. Antes de recibir el tubo, la madre preguntó de fondo quién era, a lo que el padre respondió “la piba”.

—Hola.

—Miriam —dijo Dora.

—Sí, Dorita —dijo la madre de Andrés con la voz un poco desviada del auricular, como si le estuviera haciendo una seña a su marido—. ¿Cómo estás?

—¿Está Andrés por ahí? Hubo un silencio que dejó paso al relato de un partido de verano.

—Andrés salió, Dora.

—¿Adónde fue?

—Ay, Dorita, no sé.

—¿Salió en el auto?

Se escuchó otra vez el relato del partido: era un cero a cero clavado y solo por un segundo Dora envidió a su suegro que podía mirar con absoluta indiferencia por el resto del mundo un partido aburrido y sin ningún significado.

—Miriam, contestame.

Raúl aber hatte die Thermoskanne aufgefüllt und ging mit dem Mate in der Hand aus der Küche.

„Dorita, Süße, mach’ bloß nicht so ein Gesicht! Am wichtigsten ist doch, dass du zauberhaft aussiehst.“

Sie war schon auf dem Weg ins Schlafzimmer als Dante ihr hinterherrief: „Ay Mami, wer wollte nicht mit dir tauschen! So ein süßes Popöchen!“

Sie lackierte ihre Finger- und ihre Zehennägel feuerrot, Marke Thelma und Louise. Vor dem Badezimmerspiegel trug sie eine zarte Grundierung auf Gesicht und Hals auf, zog die Augenlinie mit Kajal nach, tuschte ihre Wimpern und legte etwas Lipgloss auf. Erneut im Schlafzimmer sprühte sie sich etwas Parfum auf Hals und Schultern. Danach öffnete sie die Schranktür, an deren Innenwand der Spiegel befestigt war.

Als es schon nach halb zehn war, rief Dora Andrés zum ersten Mal an diesem Abend an. Er nahm den Anruf jedoch nicht an; 45 Minuten Verspätung hatte er schon. Sie versuchte es nochmals und ließ es die nötigen sieben Male klingeln, bis sich die Mailbox einschaltete. Jedes Motorengeräusch, das sich näherte, ließ sie aufhorchen, sogar Motorräder und Busse. Aber einmal auf der Höhe des Gebäudes angekommen, fuhren sie alle unbeirrt weiter, sogar jene, die sich sehr langsam genähert hatten.

„Warte, ich geb’ dir seine Mutter“, sagte Andrés’ Vater. Bevor sie den Hörer entgegennahm, fragte sie noch im Hintergrund, wer am Telefon sei, woraufhin der Vater antwortete: „Seine Kleene.“

„Hallo.“

„Miriam“, sagte Dora.

„Ja, Dorita“, erwiderte Andrés’ Mutter, erneut mit einer unmerklich leiseren Stimme, als ob sie ihrem Mann ein Handzeichen gäbe und der Hörer dabei etwas vom Ohr genommen hätte.

„Wie geht’s dir?“

„Ist Andrés da?“

In die sich anschließende Stille drängte sich die Fernsehübertragung eines Sommersaisonspiels. „Andrés ist nicht da, Dora.“

„Wo ist er hin?“

„Ay, Dorita, keine Ahnung.“

„Ist er im Auto weg?“

Erneut war die Fußballübertragung zu hören: es stand null zu null und für den Bruchteil einer Sekunde beneidete Dora ihren Schwiegervater darum, sich in ungerührter Gleichmütigkeit dem Rest der Welt gegenüber ein grottenlangweiliges belangloses Spiel anschauen zu können.

„Miriam, antworte mir.“ Es war so, als ob sie sagte: „Schau mir in die Augen wenn ich mit dir spreche“.

„Ja, er ist mit dem Auto unterwegs“, erwiderte Miriam. „Was hatte er an?“

Fue como si le dijera “mirame a los ojos cuando te hablo”.

—Sí, salió en el auto —dijo Miriam. —¿Cómo estaba vestido?

—Ay, Dorita —exclamó la madre de Andrés.

Dora decidió comprar una botella de vino blanco y tomarse desde la primera hasta la última gota: sería de provecho, tanto si Andrés aparecía como si no. Mejor si aparecía, pensó. En los últimos dos meses, Andrés había agarrado la costumbre de caer borracho y de madrugada por su departamento, pero una vez en la cama no tardaba en quedarse dormido y al día siguiente no servía para nada. Ahora Andrés se iba a enterar cómo se sentía eso de que tu novia no sirviera para nada. Cerró de un golpe la puerta del placar, donde estaba el espejo. Después bajó las escaleras y salió a la calle a toda velocidad.

Cuando estaba a un paso de llegar al kiosco, una camioneta apareció desde la nada y entre los parlantes con cumbia a todo volumen, se escucharon unos gritos que Dora prefirió ignorar.

—¿Lo de siempre? —preguntó la kioskera cuando la tuvo delante de las rejas. Dora no entendió.

—Un vino blanco —dijo al final, pero la kioskera ya tenía en la mano una botella de su marca y consultaba el precio en una lista.

En ese momento la camioneta dobló la esquina y se acercó. Una vez atrás de Dora, bajaron el volumen de la música. Rápido, quiso decir Dora a la kioskera, pero en lugar de eso abrió su cartera de mano y preparó el dinero justo para el vino. Cuando la noche empezó, no pensaba gastar plata. Le hablaron desde atrás. La kioskera miró hacia la camioneta y después miró a Dora de arriba abajo. Arqueó las cejas y contó los billetes.

Le hablaron otra vez.

Dora volvió al edificio a toda velocidad. No quería saber lo que le decían pero las palabras quedaban flotando en su mente hasta que ella las entendía. Subió las escaleras de dos en dos y una vez en su departamento, prendió un cigarrillo, algo que tampoco pensaba hacer hasta estar en la fiesta. Después destapó la botella y se sirvió.

Era la hora del brindis.

Una buena manera de estar borracha era sentarse en el suelo y eso fue lo que hizo. Puso una mano sobre la cama como si la apoyara en el hombro de una amiga, pero no tardó en bajar la almohada desde el colchón

„Ay, Dorita“, entfuhr es Andrés' Mutter.

Dora beschloss, eine Flasche Weißwein zu kaufen und sie bis auf den letzten Tropfen zu leeren: Das würde gut tun, ob Andrés nun auftauchte, oder nicht. Wäre schon besser, wenn er käme, dachte sie bei sich. Während der letzten zwei Monate war Andrés immer häufiger im Morgengrauen und stockbetrunken nach Hause gekommen, fiel dann immer wie tot ins Bett und war den ganzen nächsten Tag über zu nichts zu gebrauchen. Jetzt würde er am eigenen Leib erfahren, wie es sich anfühlte, wenn seine Freundin wie ein nasser Lappen herum hing. Sie schlug die Schranktür zu, an der der Spiegel befestigt war. Dann lief sie die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße.

Als sie den Kiosk fast erreicht hatte, tauchte urplötzlich ein Pick-Up auf, aus dessen Boxen Cumbia in voller Lautstärke dröhnte und Gegröle zu hören war, das Dora am liebsten ignoriert hätte.

„Wie immer?“, fragte die Verkäuferin, als Dora vor dem vergitterten Verkaufsfenster stand.

Dora war durcheinander.

Als sie schließlich „Eine Flasche Weißwein“ herausbrachte, hatte die Verkäuferin längst eine Flasche ihrer Lieblingsmarke in der Hand und ging mit dem Finger eine Preisliste durch.

Just in dem Augenblick kam der Pick-Up erneut um die Ecke und hinter Dora zu stehen, bevor jemand die Musik leiser drehte. Schnell, wollte Doris der Verkäuferin zuraunen, öffnete stattdessen aber ihr Portemonnaie und suchte das nötige Kleingeld für den Wein zusammen. Sie hatte nicht damit gerechnet, an diesem Abend Geld auszugeben. Sie riefen ihr etwas zu. Die Verkäuferin musterte zunächst den Pick-Up und danach Dora, hob die Augenbrauen und zählte das Geld nach.

Wieder sprachen sie sie an.

Dora ging so schnell sie konnte zurück ins Gebäude. Sie hatte das Gesagte überhören wollen, aber die Satzketten wirbelten in ihrem Kopf, bis sie sich aneinander gereiht und eine Aussage ergeben hatten. Sie nahm jeweils zwei Stufen der Treppe auf einmal und steckte sich, endlich in der Wohnung angekommen, eine Zigarette an. Noch etwas, das sie an diesem Tag eigentlich erstmals bei der Feier hätte tun wollen. Sie entkorkte die Flasche und schenkte sich ein. Zeit anzustoßen.

Ein exzellenter Ort sich zu betrinken war der Boden und genau dort ließ sie sich nieder. Sie legte einen Arm auf das Bett, als ob sie sich auf der Schulter einer Freundin abstützen würde, nahm aber kurz darauf das Kopfkissen von der Matratze, um sich mit ihm auf den Boden zu legen, halb unter den Nachttisch.

para acostarse en el piso, bajo la mesita de luz. “Hijo de puta”, escribió en su celular y envió el mensaje al número de Andrés; la pantallita le devolvió la palabra “Error”. Había agotado el crédito del teléfono. Dora bajó la copa de vino desde la mesita de luz y le dio un trago sin incorporarse. Una gota le bajó desde los labios hasta la oreja. “Cagón”, escribió. “Error”, le devolvieron. Ahora bajó también el cenicero y los cigarrillos. “Sorete. Cagón”. Miró la pantallita y soltó una nube de humo: era perfecto, exactamente lo que quería decir. Sin cerrar la ventana ni la puerta, prendió el aire acondicionado desde el piso y se durmió.

Todavía era de noche cuando abrió los ojos. Se despertó pesada, con una sensibilidad especial para captar las frenadas y las sirenas que el viento depositaba en el interior de la habitación. Dora apagó el aire acondicionado y corrió el cenicero de arriba de su pecho. Así se sintió al levantarse: abajo del cenicero. Después, de vuelta en el mundo, escuchó también la música que entraba por la puerta y atrás suyo, a través de la pared, una risa de mujer: su vecino, el hombre de los noticieros, estaba acompañado.

Dora tosió. Fue hasta el baño y se pasó dos toallitas desmaquilladoras. Lo hizo sentada en el inodoro, con el tacho a su lado y fuera del alcance del espejo. Retiró también la pintura de uñas de las manos y los pies, lo último que quería era levantarse ese domingo y ver las uñas rojas sobre la funda blanca de la almohada. Cuando abrió la puerta, la música que venía del departamento de Dante y Raúl se hizo clara otra vez.

—¡Dora! —le gritó Dante desde el otro lado—. ¡No llovió! ¡Es una noche hermosa! Ella entró en su habitación.

—¡Dorita! —gritó Dante cuando ella cerraba la puerta.

Era el momento de desvestirse. Los vecinos gays, la kiosquera y los tipos de la camioneta fueron los únicos en verla esta noche. En bombacha, abrió el placar y guardó el vestido azul junto a otro largo vestido de raso que le había regalado su mamá hacía años. Qué antigüedad, pensó al recibirlo y lo sumó a su ropero como quien no puede tirar un regalo. Nunca pensó en usarlo, pero ahora ¿quién lo sabía con seguridad? Todas las posibilidades, de pronto, estaban abiertas.

[En: Francisco Bitar: *Luces de navidad*, libro inédito, a publicarse en 2015]

„Arschloch“, tippte sie in die Tastatur ihres Mobiltelefons und schickte Andrés die Nachricht; auf dem Bildschirm blinkte es auf: „Fehler.“ Ihr Guthaben war aufgebraucht. Dora griff nach dem Weinglas auf dem Nachttisch und nahm im Liegen einen tiefen Schluck. Ein Tropfen rann von den Lippen bis zum Ohr. Sie schrieb „Feigling“. Wieder blinkte es auf: „Fehler.“ Jetzt holte sie auch den Aschenbecher und die Zigaretten zu sich nach unten. „Scheißkerl. Feigling.“ Sie betrachtete das Display und blies Rauch in einer kleinen Wolke in die Luft. Ohne das Fenster oder die Tür zu schließen setzte sie vom Boden aus die Klimaanlage in Betrieb und schlief ein.

Es war noch dunkel, als sie die Augen öffnete. Sie fühlte sich bleischwer und gleichzeitig waren ihre Sinne hypersensibel für das Quietschen der Bremsen und das Geheule der Sirenen, die der Wind ins Schlafzimmer trug. Dora stellte die Klimaanlage ab und zog den Aschenbecher von ihrer Brust. Genau so fühlte sie sich beim Aufstehen: unterm Aschenbecher. Nachdem sie sich einigermaßen gefasst hatte, hörte sie die Musik, deren Klang durch die Tür zog und auch jene hinter ihr, jenseits der Wand, das Lachen einer Frau: ihr Nachbar, der Nachrichten-Mann, hatte Besuch.

Dora hustete. Sie ging ins Bad und schminkte sich mit zwei Wattepad auf dem Toilettendeckel sitzend und in ausreichendem Sicherheitsabstand zum Spiegel ab, den Mülleimer direkt neben ihr. Dann rieb sie noch den Nagellack von Zehen- und Fingernägeln. Das Allerletzte, was sie am morgigen Sonntag beim Aufwachen zuallererst sehen wollte, waren rote Nägel auf ihrem weißen Kopfkissenbezug. Als sie die Tür öffnete, war die Musik aus Dantes und Raúls Wohnung wieder deutlich zu hören.

„Dora!“, rief ihr Dante von gegenüber aus zu.

„Es hat doch nicht geregnet! Was für eine wunderschöne Nacht!“

Sie huschte ins Schlafzimmer.

„Dorita!“, rief Dante, als sie die Tür schloss.

Es war Zeit, das Kleid abzulegen. Ihre schwulen Nachbarn, die Kioskverkäuferin und die Typen im Pick-Up waren die Einzigen gewesen, die sie an diesem Abend gesehen hatten. In Unterwäsche öffnete sie den Schrank und hängte das blaue Kleid zu einem anderen langen Kleid aus Satin, das ihre Mutter ihr vor Jahren einmal geschenkt hatte. Was für ein altmodisches Teil, hatte sie gedacht, als sie es bekommen hatte und es zu den anderen Kleidern gehängt, mehr um das Geschenk nicht wegwerfen zu müssen. Nicht im Entferntesten hatte sie sich damals vorstellen können, es jemals zu tragen, doch jetzt: Wer wusste das schon? Plötzlich war alles wieder möglich.



LYRIK:

ELA

CUAVAS

Metamorfosis de la muerte /

Verwandlung des Todes

Übertragung:
Karina Theurer

Todos los lunes voy a un lugar donde el cielo pesa y recorro viejos caminos que el invierno desfigura.

En el trayecto dejo regado todo el dolor y todo el hastío que me producen una vida mediocre. Una, dos, tres horas para llegar a mi destino. ¿A quién se le ocurrió llamar destino a cualquier lugar al que se llega?

Solo sombras me esperan en este lugar, y una habitación invadida por el muerto que pone ceniza en mi labio cada noche.

Ratas que desgarran mis ojos y mi cuerpo pudriéndose sobre una piedra me anuncian en sueños que debo huir, pero es demasiado pronto para otra rebeldía, es preciso recorrer oscuros jardines para hallar nuestro nombre sobre las piedras incendiadas.

A lo lejos, escucho la música triste de las tabernas donde a veces uno se reconcilia con el alma. Uno de esos lugares en los que se descubre que la necesidad de fingir es otra forma de suicidio.



Jeden Montag gehe ich an einen Ort, auf dem der Himmel lastet, und folge abgenutzten Pfaden, die der Winter verformt.

Auf diese Wege lasse ich die Pein und den angestauten Stumpfsinn eines mittelmäßigen Lebens tröpfeln. Noch ein, zwei, drei Stunden bis zu meinem Ziel. Wie kann man nur jedwelchen Ort, den man erreicht, als Ziel bezeichnen?

Nur Schatten erwarten mich an diesem Ort und ein Zimmer, im Besitz jenes Toten, der nachts auf meine Lippe ascht.

Ratten, die meine Augen zerfetzen, und mein Körper, der auf einem Stein verwest, mahnen mich in Träumen zur Flucht, doch für weiteren Aufruhr ist es zu früh und so irrlichte ich in düsteren Gärten und suche unsere Namen auf entflammten Steinen.

Aus der Ferne klingt die traurige Musik der Tavernen, wo uns zuweilen die Besänftigung der Seele gelingt. Einer dieser Orte, an welchen man versteht, dass das Bedürfnis, etwas vorzugaukeln, eine Spielart des Freitods ist.

La estación dolorosa

Vivo en un lugar lleno de árboles y vacas, y mujeres con niños en sus brazos que caminan largos trayectos buscando un poco de leña, un poco de agua, un poco de leche; mujeres hechas de viento, de madera gastada y de sed. Mujeres que amasan el barro del desamparo en sus costillas y encienden sus lámparas con el aceite que brota de sus muslos.

En el verano el lugar que habito se llena de polvo, el sol quiebra el rostro de los animales y Dios se esconde como un niño detrás de los árboles. Todo se transforma en esa estación dolorosa, hay una llaga que acosa el pie izquierdo y un ángel lanzallamas juega con su aburrimiento a las puertas del cielo.

Pero el invierno es lo peor, el barro se pega al alma como una maldición y no hay manera de transportarse, el camino se llena de Cristos con sus cruces a cuestras y solo caminar nos vuelve mansos.

Me toca vivir aquí, cada día debo ponerme una máscara que oculte las lágrimas; yo que soñaba con una casita frente al mar y pescadores de piel renegrada hablando de sus dulces preocupaciones; hablando del sol, del viento y la marea.

En este lugar hay una montaña donde ayer hubo hombres con la inteligencia de un pequeño dios, el alma blanca y las manos cuarteadas por el trabajo.

Aquí Dios ha olvidado sus zapatos para que recordáramos que no todo es luz en su reino.

Y a mí solo me ha tocado el viento amenazando con llevarse mi casa, y dentro de poco no seré más que un cristal esparcido después de la estampida.

Qualvolle Ödnis

Ich lebe an einem Ort mit unzähligen Bäumen und Kühen, und Frauen, die mit ihren Kindern auf dem Arm endlose Strecken zurücklegen auf der Suche nach etwas Feuerholz, etwas Wasser, etwas Milch; Frauen – geschnitzt aus Wind, aus sprödem Holz und aus Durst. Frauen, die den Lehm der Ohnmacht zwischen ihren Rippen kneten und ihre Lampen mit dem Öl entzünden, das aus ihren Schenkeln tropft.

Im Sommer senkt der Staub sich über diesen Ort, die Sonne bricht den Willen der Tiere und Gott spielt wie ein kleiner Junge Verstecken hinter einem Baum. Nichts ist von Bestand und wird zu dieser qualvollen Ödnis, eine entzündete Wunde frisst sich in den linken Fuß und ein flammenschleudernder Engel jongliert an den Himmelsportalen mit seinem Überdruß.

Doch am schlimmsten ist der Winter, der Lehm klebt auf der Seele wie ein Fluch und fahren wird unmöglich, der Weg füllt sich mit Gotteskindern, ein jedes trägt sein Kreuz, und nur das Gehen kann uns zähmen.

Hier harre ich aus und tagtäglich ziehe ich eine Maske über mein Gesicht, um meine Tränen zu verbergen; dabei träumte ich von einem Haus am Meer, von sonnengegerbten Fischern, die über ihre süßen Alltagssorgen sprechen; über die Sonne, den Wind und die Gezeiten.

An diesem Ort erhebt sich ein Berg, den gestern noch Menschen von göttlicher Klugheit bewohnten, mit reiner Seele und von der Arbeit zerfurchten Händen.

In dieser gottverlassenen Gegend bläut er uns ein, dass nicht immer Milch und Honig fließen.

Und mir bleibt nur der Wind, der zornig an meinen Wänden zerzt, und ich werde bald nicht mehr sein als ein versprengter Splitter nach einer Explosion.

Escrito desde el purgatorio

Mis huesos desnudos
no son necesariamente una mala señal,
es probable que en el afán de mostrarte
el color de mi alma la sonrisa desfigure en mueca.
Apuesto que no me has visto por la calle
con mi paraguas negro y mis libros en la mano;
cuando me veas, obsérvame bien,
pues pueda que yo sea uno de los tantos zombis
que habitan esta ciudad y cualquier madrugada
peques por necrofilia.

Yo trabajaba en una oficina y creían que estaba viva,
yo trabajaba en una escuela y decían que estaba viva,
yo alimentaba a los niños y comía yo también
con las mandíbulas bien apretadas
y aún así decían que estaba viva;
pero en las noches me asomaba a la ventana
y veía a mamá remendando mis alas con su sangre.
¿Por qué no puedes hablar de tu madre
sin que broten las lágrimas? Es que madre no sabe que estoy muerta
e insiste en coserme un vestido de bodas.

También hubo un tiempo
en el que bailaban las estrellas en mi cuarto
y papá sabía que ensuciarían mi cabello,
aún así, no las apagó;
pero ahora es el agua la que me inunda,
y llevo una mariposa azul en la solapa
que huye de la mandrágora.
Sílabas y sílabas, alfabeto derramado
sobre las margaritas del patio.
He puesto comas donde iban los guiones
y tengo ganas de escribir pero mi mano delira.
Quiero gritar que la muerte no tiene boca
ni posesión de gusanos,
solo una triste cara detrás de un escritorio.

Aus dem Fegefeuer

Meine nackten Knochen
müssen kein schlechtes Omen sein,
gut möglich, dass ich so unbedingt möchte, dass du die Farbe meiner
Seele erkennst, dass aus meinem Lächeln ein Grinsen wird.
Wetten, dass du mich noch nie mit meinem schwarzen Schirm
und den Büchern unterm Arm auf der Straße gesehen hast;
falls du mich bemerken solltest, beobachte mich gut,
denn vielleicht bin ich ja einer dieser vielen Zombies,
die diese Stadt bevölkern und eines Morgens
versündigst du dich der Nekrophilie.

Ich arbeitete in einem Büro und alle glaubten, ich lebte,
ich arbeitete in einer Schule und alle meinten, ich lebte,
ich nährte die Kinder und aß selbst
mit zusammengebissenen Zähnen,
und noch immer meinten alle, ich lebte;
nachts jedoch ging ich ans Fenster
und beobachtete, wie Mama mit ihrem Blut meine Flügel flickte.
Warum kannst Du nicht über Deine Mutter sprechen
ohne zu weinen? Weil Mutter nicht weiß, dass ich gestorben bin
und unermüdlich an meinem Hochzeitskleid stickt.

Es gab auch eine Zeit,
in der die Sterne in meinem Zimmer tanzten
und obwohl Papa wusste, dass sie mein Haar verkohlen
könnten, schaltete er sie nicht ab;
nun jedoch umspült mich Wasser,
und ich trage einen blauen Schmetterling im Revers,
der sich vor der Alraune versteckt.
Silben um Silben, über die Margeriten
des Patio ausgeschüttetes Alphabet.
Ich setzte Kommata, wohin Semikola gehörten,
möchte so gerne schreiben, doch meine Hand faselt wirres Zeug.
Hinausschreien will ich, dass der Tod weder Mund
noch Würmer besitzt,
nur ein trauriges Gesicht hinter einem Schreibtisch.



WIEDERENTDECKT:

RAÚL

GÓMEZ

JATTIN

Como yerba fui y no me
fumaron. A los pasos de
Raúl Gómez Jattin /

Ich war wie Gras, das
niemand rauchen mochte.
Auf den Spuren von
Raúl Gómez Jattin

Text: María Ignacia Schulz,
Übersetzung: Lea Hübner

Era una tarde calurosa de 1996 en Cartagena de Indias. A pedido de un amigo y profesor de literatura de la Universidad de Cartagena, yo debía asomarme a la calle y constatar que Raúl Gómez Jattin no se aparecía por ninguna de las esquinas. No era difícil reconocerlo a la distancia con sus casi dos metros de estatura. En cualquier caso, también podía dirigir la mirada hacia el suelo: no recuerdo haberlo visto con zapatos. Era una época en la que no se sabía cómo te recibiría Raúl: como su ángel clandestino o con la mano lista para la trompada. *Yo tengo para ti mi buen amigo/ un corazón de mango del Sinú/ oloroso/ genuino/ amable y tierno/ Mi resto es una llaga/ una tierra de nadie/ una pedrada/ un abrir y cerrar de*

Ein heißer Nachmittag 1996 in Cartagena de Indias. Auf Bitte eines Freundes, Dozent für Literatur an der Universidad de Cartagena, hielt ich auf der Straße Ausschau, ob nicht gerade Raúl Gómez Jattin irgendwo um die Ecke kam. Mit seinen fast zwei Metern Größe war er von Weitem leicht zu erkennen. Auch ein Blick Richtung Boden konnte Aufschluss geben: Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals mit Schuhen gesehen zu haben. Es war eine Zeit, in der du nie sicher sein konntest, wie Raúl dir begegnen würde: als ob er einen seiner Engel träre oder mit zum Schlag bereiter Hand. *Für Dich mein guter Freund / mein Herz wie eine Mango aus Sinú / wohlriechend / wahrhaftig / freundlich und zart / Mein Rest ist eine Wunde / ein Niemandsland / ein Steinwurf / ein Blinzeln / in fremder Nacht / Ein Paar Gespenster mordende*

ojos/ en noche ajena/ unas manos que asesinan fantasmas/ Y un consejo/ no te encuentres conmigo. La calle estaba vacía.

Raúl Gómez Jattin nace el 31 de mayo de 1945 en Cartagena de Indias debido a la falta de hospitales en Cereté, un pequeño pueblo al norte de Colombia, el lugar donde residían sus padres, Joaquín Pablo Gómez y Lola Jattin, de ascendencia española y siriolibanesa, respectivamente. Cartagena, no obstante, se convertirá en una ciudad clave en la vida de Raúl Gómez Jattin: aquí terminará sus estudios de bachillerato y vivirá sus últimos diez años. Su infancia, que transcurre principalmente en Cereté, está marcada por la incompreensión de los demás hacia ese „animal terrible“ que devoraba libros y malgastaba papeles. *Pueblerinos, altanera multitud que quería imponerme una verdad no hecha a mi ser ni medida.* A mediados de la década de 1960 se traslada a Bogotá e inicia estudios de Derecho a la vez que incursiona en el teatro. Dicen quienes tuvieron la ocasión de verlo que era un excelente actor. Quiero pensar que dicha experiencia afinó las maneras que le permitirán vivir en medio de una sociedad pacata que no estaba preparada para su visceralidad, su ser indomable, su vocación homosexual, su poesía irreverente.

La suya fue una voz rebelde que hizo imposible encajarlo dentro de alguna corriente literaria del país. Raúl Gómez Jattin no se dejaba asir ni en materia poética ni en materia personal. Cuenta Pedro Granados que para el III Festival de Poesía de Medellín, realizado en junio de 1993, Raúl estaba invitado a leer poemas. El poeta se apareció en chancletas. Llegado su turno indagó si alguien poseía algunos lentes que le pudiesen prestar. Así, le alcanzaron espejuelos de diversas formas y tamaños. Una vez puestos los que encontró a su gusto, preguntó al auditorio qué canción de Joan Manuel Serrat que-

Hände / Und ein Rat / Lauf mir nicht über den Weg. Die Straße war leer.

Raúl Gómez Jattin kommt am 31. Mai 1945 zur Welt. Sein Geburtsort ist Cartagena de Indias, aufgrund des Mangels an Kliniken in Cereté, einem kleinen Ort im Norden Kolumbiens, wo seine Eltern Joaquín Pablo Gómez und Lola Jattin lebten, die spanischer bzw. siriolibanesischer Abstammung waren. Cartagena würde später noch zu einem wichtigen Ort im Leben von Raúl Gómez Jattin werden: Hier beendet er als Abiturient seine Schulzeit und verbringt seine letzten zehn Lebensjahre. Seine Kindheit, die er hauptsächlich in Cereté verlebt, ist geprägt vom Unverständnis seiner Mitmenschen gegenüber diesem „Animal terrible“, das Bücher verschlingt und Papier verschwendet. Dörfler, überheblicher Plebs, der mir eine Wahrheit aufzwingen wollte, die nicht für mein Wesen und meine Maße geschaffen war. Mitte der 1960er Jahre geht er nach Bogotá, wo er ein Jurastudium beginnt und



Foto: Juan Diego Duque Salazar

gleichzeitig beim Theater einsteigt. Zeitgenossen, die Gelegenheit hatten ihn auf der Bühne zu erleben, sagen, er sei ein hervorragender Schauspieler gewesen. Ich denke, dass diese Erfahrung ihm womöglich half, damit umzugehen, dass er von einer bigotten Gesellschaft umgeben war, die sich auf sein Ungestüm, seine Unzähmbarkeit, seine homosexuelle Neigung und seine rücksichtslose Poesie nicht einzustellen vermochte.

Er war eine rebellische Stimme, die sich in keine literarische Strömung Kolumbiens einordnen lässt. Raúl Gómez Jattin war weder im Literarischen noch im Persönlichen richtig fassbar. Pedro Granados berichtet, dass Raúl 1993 beim III. Festival de Poesía de Medellín eingeladen war, eine Lesung zu geben. Der Dichter erschien in Flipflops. Als er an der Reihe war, fragte er, ob ihm jemand eine Brille leihen könne. Ihm wurden Brillen in verschiedensten Formen und Größen angeboten. Nachdem er das Modell seiner Wahl aufgesetzt hatte, fragte er die Zuhörer, welches Lied von Joan Manuel Serrat sie hören wollten. Er begann, ein paar

ría escuchar. Empezó a entonar algunas frases ante la mirada atónita de todos y antes de que pudiesen salir del asombro volvió a preguntar si alguien poseía un ejemplar de uno de sus libros. Él no había llevado nada para leer. Luego de algunos segundos de desconcierto, descendió hasta su mesa, como antes los lentes, un libro de Raúl. Su voz seguramente seguiría retumbando en el espacio cuando ya de pie y dispuesto a la partida, le pidieron devolver el libro. El poeta giró la cabeza y respondió: “Pero si lo escribí yo”. Y se marchó con el libro bajo el brazo. Esta anécdota revela el talante inconventional de un poeta que se construía a la exacta medida de sus propias exigencias.

Raúl Gómez Jattin materializa, en cuerpo y escritura, una libertad que resultaba altanera, contestataria, incómoda para la sociedad y, sobre todo, para los escritores que ya gozaban de un nombre en el parnaso literario colombiano. Sus poemas renuncian al excesivo formalismo y en su naturalidad no pierden un ápice de belleza, de expresividad. Son sinceros al tratar tanto la adicción a las drogas, el erotismo pansexual que no conoce límites de género ni de especie, como el profundo odio y amor hacia su madre o la esplendorosa belleza de su tierra, el Valle del Sinú.

Pocos se atrevieron a reconocer el nacimiento de una nueva voz cuya existencia cuestionaba toda convención que definiese el valor poético de los escritores y de sus obras. Uno de ellos fue Jaime Jaramillo Escobar, un poeta ubicado dentro del movimiento nadaísta^[1] que reclamaba para sí una voluntad de ruptura contra cualquier suerte de tradición y una actitud de permanente provocación. En una carta fechada el 17 de septiembre de 1983, Jaramillo Escobar le escribe a Gómez Jattin: “tus poemas [son] la única cosa vital, grande, oxigenada, robusta, libre, natural y bella que tenemos aquí [...]. Todos los demás estamos maniatados por la crítica, los reglamentos del verso, los corsés de la gramática, las normas de la sociedad, los preceptos religiosos, las jaulas políticas... los rezagos burgueses [...]. La poesía colombiana te estaba necesitando porque nosotros caímos en la trampa. Tú eres el único que queda libre”.

[1] Un artículo al respecto apareció en la edición número 02 de alba. leyendo latinoamérica: Juan Camilo Rodríguez Pira: “La poesía ha muerto. El nadaísmo tampoco”, 2012, pp. 54–57.

Zeilen zu singen und wandte sich angesichts des Erstaunens auf allen Gesichtern und noch bevor die allgemeine Verblüffung nachließ, erneut ans Publikum, diesmal mit der Frage, ob jemand ein Exemplar eines seiner Bücher bei sich habe. Er hätte keines zur Lesung mitgebracht. Nach einem kurzen Durcheinander wanderte, wie zuvor die Brille, ein Buch von Raúl zu seinem Tisch. Später, seine Stimme war kaum im Raum verklungen, erhob er sich und war schon im Weggehen begriffen, als man ihn um die Rückgabe des Buches bat. Er wandte den Kopf und erwiderte: „Aber ich habe es doch geschrieben“. Und ging davon, das Buch unter dem Arm. Diese Anekdote zeigt die unkonventionelle Art eines Dichters bei der Erschaffung seiner Selbst ganz nach Maßgabe seiner eigenen Vorstellungen.

Raúl Gómez Jattin verkörpert in Person und Werk eine Freiheit, die hochmütig und widerspenstig wirkte und unbehaglich für die Gesellschaft war, nicht zuletzt für die Schriftsteller, die bereits den Parnass der kolumbianischen Literatur erklimmen hatten. Seine Gedichte verzichteten auf exzessiven Formalismus und durch ihre Natürlichkeit verlieren sie nicht das Geringste an Schönheit und Ausdruckskraft. Dass sie so viel von der Drogenabhängigkeit handeln, von der pansexuellen Erotik, die, was Geschlecht oder Spezies angeht, keine Beschränkung kennt, oder auch von dem tiefen Hass und der großen Liebe, die der Dichter für seine Mutter empfand, von der großen Schönheit der Flusslandschaft, aus der er stammt, das Valle del Sinú, macht sie ehrlich.

Wenige wagten, diese neue Stimme wahrzunehmen, deren Dasein allein schon ein Affront war gegen jede Konvention, die sich wichtiger gab als die dichterische Qualität eines Autors und dessen Werk. Einer von ihnen war Jaime Jaramillo Escobar, ein Dichter der Bewegung der Nadaisten^[1], die sich den Bruch mit jeder Art von Tradition und eine Haltung permanenter Provokation auf die Fahnen geschrieben hatte. In einem Brief vom 17. September 1983 schreibt Jaramillo Escobar an Gómez Jattin: „Deine Gedichte (sind) das einzig Lebendige, Große, frischen Wind bringende, Kraft ausstrahlende, Freie, Natürliche und Schöne was es hier gibt [...]. Unsanderen allen sind die Hände gebunden durch die Kritiker, das Versmaß, das Korsett der Grammatik, die gesellschaftlichen Normen, die religiösen Vorstellungen, die politischen Gefängnisse ... die Überreste von Bürgerlichkeit [...]. Dich hat die kolumbianische Poesie gebraucht, denn wir alle sind in die Falle getappt. Du bist der Einzige, der noch frei ist ...“

[1] Ein Essay dazu erschien in der zweiten Ausgabe von alba. lateinamerika lesen: Juan Camilo Rodríguez Pira: „Die Poesie ist tot. Der Nadaísmo auch nicht“, 2012, S. 54–57.

Para cuando aparece su segundo libro *Tríptico cereteano* (1988) –una trilogía integrada por *Retratos* (1980–1986), *Amanecer en el Valle del Sinú* (1983–1986) y *Del Amor* (1982–1987)–, Raúl era apenas conocido dentro de un discreto círculo de amigos y escritores. Su primer libro *Poemas* (1980) solo había contado con una edición modesta publicada por su gran amigo Juan Manuel Ponce. Este segundo libro que se agota muy pronto, le permite reafirmarse como poeta, participar en un sinnúmero de festivales y encuentros de poesía, viajar por todo el país leyendo sus versos, relacionarse con políticos y escritores ya forjados. ¿Acaso fue el ansia de libertad lo que le llevó a habitar las calles, a mendigar el trozo de pan, la moneda para satisfacer su adicción a las drogas, presentarse como un loco, también ante sus amigos quienes nunca tuvieron certeza absoluta de sus actos?

En medio de recitales, invitaciones, fotos y todo el espectáculo que se genera alrededor de su persona, está la calle, los ingresos permanentes a hospitales psiquiátricos y a la cárcel. Raúl se descompone, se deteriora. Todos los que tuvimos algún tipo de contacto con él, aunque fuese solo vigilando sus pasos, lo convertimos en la imagen perfecta del “poeta maldito”, el “poeta trágico”, “el loco” de poesía maravillosa. Le rendimos culto a su miseria. Sin embargo, antes de cada caída, en los momentos en que la lucidez se impone, está Raúl Gómez Jattin, el poeta, de sensibilidad insuperable, el guardián del lenguaje y de su ritmo, el artesano de imágenes. Su poesía es irreverente por los temas que aborda y crudamente sincera porque nombra sin pudores, pero no pertenece al mundo de la locura. Su poesía fue también un medio para escaparse de ella y para devolverle algo de amor a sus seres queridos. *Si las nubes no anticipan en sus formas la historia de los hombres/ Si los colores del río no figuran los designios del Dios de las aguas/ Si no remiendas con tus manos de astromelias las comisuras de mi alma/ Si mis amigos no son una legión de ángeles clandestinos/ ¿Qué será de mí?*

El 22 de mayo de 1997, en Cartagena de Indias y nueve días antes de cumplir 52 años, Raúl Gómez Jattin muere atropellado por un vehículo que desaparece sin dejar rastro alguno, nadie vio nada. Nos quedan sus poemas.

Bis zum Zeitpunkt des Erscheinens seines zweiten Buches *Tríptico cereteano* (1988) – eine aus *Retratos* (1980–1986), *Amanecer en el Valle del Sinú* (1983–1986) und *Del Amor* (1982–1987) bestehende Trilogie –, war Raúl kaum über einen kleinen Kreis an Freunden und Schriftstellern hinaus bekannt. Von seinem ersten Buch *Poemas* (1980) war nur eine kleine Auflage erschienen, veröffentlicht von einem guten Freund, Juan Manuel Ponce. Dieses zweite Buch, das rasch vergriffen war, ermöglicht ihm als Dichter Tritt zu fassen: Er wird nun zu zahlreichen Festivals und Dichtertreffen eingeladen und bereist das ganze Land, liest seine Gedichte und kommt mit Politikern und bereits etablierten Schriftstellern in Kontakt. Ob es sein Freiheitsdrang war, der ihn dazu brachte, auf der Straße zu leben, Brot zu erbetteln und Geld, um seine Sucht zu befriedigen, und sich wie ein Verrückter zu geben, auch seinen Freunden gegenüber, die nie ganz sicher sein konnten, was er tun würde?

Es wechseln Lesungen, Einladungen, Fototermine und das ganze Spektakel, das um seine Person veranstaltet wird, mit dem Leben auf der Straße und den ständigen Einlieferungen in die Psychiatrie und ins Gefängnis. Raúl geht kaputt, verfällt zusehends. Alle, die wir irgendwie mit ihm zu tun hatten, auch wenn wir ihn nur ein Stück seines Weges begleiteten, trugen zur Herstellung des Bildes von ihm als „verfluchten Dichter“, „tragischen Dichter“, und „Verrückten“ bei, der so zauberhafte Poesie erschuf. Wir trieben Kult mit seinem Elend. Vor jedem Sturz jedoch, in den Augenblicken der Klarheit, tritt Raúl Gómez Jattin hervor, der Dichter mit der überwältigenden Empfindsamkeit, der Wächter der Sprache und ihres Rhythmus, der Meister des Bildes. Seine Poesie ist rücksichtslos wegen der angesprochenen Themen und von einer kruden Ehrlichkeit, denn ohne Scham nennt sie die Dinge beim Namen, jedoch ohne Teil der Welt des Wahnsinns zu sein. Sie war für ihn auch ein Weg, sich von dieser zu lösen und den Menschen, die ihm etwas bedeuteten, seine Liebe zuteil werden zu lassen. *Wenn die Wolken nicht in ihren Gestalten die Geschichte der Menschen erzählen / Wenn die Farben des Flusses nicht die Pläne des Wassergottes widerspiegeln / Wenn du mit deinen Inkalilienhänden nicht die Risse meiner Seele schließt / Wenn meine Freunde keine Legion im Verborgenen wirkender Engel sind / Was wird dann aus mir?*

Am 22. Mai 1997, in Cartagena de Indias und neun Tage vor seinem 52. Geburtstag, wird Raúl Gómez Jattin von einem Auto überfahren, das spurlos verschwindet und niemand will etwas gesehen haben. Uns bleiben seine Gedichte.



LYRIK:

RAÚL

GÓMEZ

JATTIN

Übertragung:
Lea Hübner

Conjuro

/

Beschwörung

Los habitantes de mi aldea
dicen que soy un hombre
despreciable y peligroso
Y no andan muy equivocados

Despreciable y Peligroso
Eso ha hecho de mí la poesía y el amor

Señores habitantes
Tranquilos
que solo a mí
suelo hacer daño

Die Leute in meinem Heimatort
sagen ich sei als Mensch
verachtenswert und gefährlich
Und sie haben nicht mal so Unrecht

Verachtenswert und Gefährlich
machten mich die Poesie und die Liebe

Werte Mitmenschen
keine Sorge
denn wenn dann
schade ich nur mir selbst

Me defiando /
Ich wehre mich

Antes de devorarle su entraña pensativa
Antes de ofenderlo de gesto y de palabra
Antes de derribarlo
Valorad al loco
Su indiscutible propensión a la poesía
Su árbol que le crece por la boca
con raíces enredadas en el cielo

Él nos representa ante el mundo
con su sensibilidad dolorosa como un parto

Bevor ihr sein weltentrücktes Wesen zerfleischt
Bevor ihr ihn mit Gesten und Worten angreift
Bevor ihr ihn niederknüpelt
Würdigt den Verrückten
Seine unverkennbare Gabe für die Poesie
Seinen Baum der ihm aus dem Mund wächst
mit Wurzeln wie Anker im Himmel

Er vertritt uns vor der Welt
mit seiner Empfindsamkeit die schmerzt wie Gebären

El Dios que adora / Der anbetende Gott

Soy un dios en mi pueblo y mi valle
 No porque me adoren Sino porque yo lo hago
 Porque me inclino ante quien me regala
 unas granadillas o una sonrisa de su heredad
 O porque voy donde sus habitantes recios
 a mendigar una moneda o una camisa y me la dan
 Porque vigilo el cielo con ojos de gavián
 y lo nombro en mis versos Porque soy solo
 porque dormí siete meses en una mecedora
 y cinco en las aceras de una ciudad
 Porque a la riqueza miro de perfil
 mas no con odio Porque amo a quien ama
 Porque sé cultivar naranjos y vegetales
 aún en la canícula Porque tengo un compadre
 a quien le bauticé todos los hijos y el matrimonio
 Porque no soy bueno de una manera conocida
 Porque no defendí al capital siendo abogado
 Porque amo los pájaros y la lluvia y su intemperie
 que me lava el alma Porque nací en mayo
 Porque sé dar una trompada al amigo ladrón
 Porque mi madre me abandonó cuando precisamente
 más la necesitaba Porque cuando estoy enfermo
 voy al hospital de caridad Porque sobre todo
 respeto solo al que lo hace conmigo Al que trabaja
 cada día un pan amargo y solitario y disputado
 como estos versos míos que le robo a la muerte

Ich bin ein Gott in meinem Dorf und meinem Tal
 Nicht weil sie mich anbeten Sondern weil ich es tue
 Weil ich mich verbeuge vor dem der mir
 Granadillen schenkt oder ein Lächeln aus seinem Besitz
 Oder weil ich bei den hartherzigen Einwohnern
 um ein Hemd oder eine Münze bettle und sie geben mir
 Weil ich mit Adлераugen den Himmel bewache
 und ihn in meinen Versen nenne Weil ich einsam bin
 weil ich sieben Monate in einem Schaukelstuhl schlief
 und fünf Monate auf den Gehwegen einer Stadt
 Weil ich Reichtum missbilligend beäuge
 doch ohne Hass Weil ich den liebe der liebt
 Weil ich weiß wie Orangenbäume und Gemüse gedeihen
 selbst in den Hundstagen Weil ein guter Freund
 mich alle seine Kinder segnen ließ und auch seine Ehe
 Weil ich nicht gut bin im herkömmlichen Sinne
 Weil ich als Anwalt nicht das Kapital verteidigte
 Weil ich die Vögel und den Regen liebe und ihre Freiheit
 die meine Seele rein wäscht Weil ich im Mai geboren bin
 Weil ich mich traue dem unverschämten Freund eine zu langen
 Weil meine Mutter mich verließ ausgerechnet als ich
 sie am dringendsten brauchte Weil ich wenn ich krank bin
 ins Hospital der Barmherzigkeit gehe Weil ich eben
 nur den achte der mich achtet Den der arbeitet
 jeden Tag ein bitteres einsames und umkämpftes Brot
 gleich diesen Versen die ich dem Tod abringe

Lola Jattin / Lola Jattin

“Para Alejandro Obregón”

„Für Alejandro Obregón“

Más allá de la noche que titila en la infancia
 Más allá incluso de mi primer recuerdo
 Está Lola –mi madre– frente a un escaparate
 empolvándose el rostro y arreglándose el pelo
 Tiene ya treinta años de ser hermosa y fuerte
 y está enamorada de Joaquín Pablo –mi viejo–
 No sabe que en su vientre me oculto para cuando
 necesite su fuerte vida la fuerza de la mía
 Más allá de estas lágrimas que corren en mi cara
 de su dolor inmenso como una puñalada
 está Lola –la muerta– aún vibrante y viva
 sentada en un balcón mirando los luceros
 cuando la brisa de la ciénaga le desarregla
 el pelo y ella se lo vuelve a peinar
 con algo de pereza y placer concertados
 Más allá de este instante que pasó y que no vuelve
 estoy oculto yo en el fluir de un tiempo
 que me lleva muy lejos y que ahora presiento
 Más allá de este verso que me mata en secreto
 está la vejez –la muerte– el tiempo inacabable
 cuando los dos recuerdos: el de mi madre y el mío
 sean solo un recuerdo solo: este verso

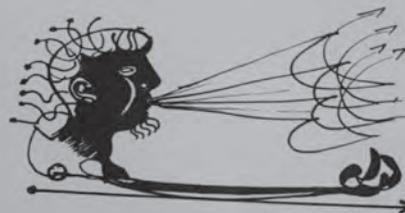
Jenseits der Nacht die in der Kindheit funkelt
 Jenseits gar meiner ersten Erinnerungen
 Da steht Lola – meine Mutter – vor dem kleinen Spiegel
 pudert sich das Gesicht und richtet sich das Haar
 Schon dreißig Jahre schön und stark ist sie
 und liebt Joaquín Pablo – meinen Vater –
 Sie weiß nicht dass ich mich in ihrem Leib verberge bis
 ihr kraftvolles Leben die Kraft des meinen braucht
 Jenseits dieser Tränen die über meine Wangen rinnen
 und ihres großen Schmerzes wie ein Messerstich
 da sitzt Lola – die Tote – noch kräftig und voll Leben
 auf dem Balkon und blickt in den Sternenhimmel
 als der Wind vom See in den Niederungen
 ihr Haar zerzaust und so kämmt sie es von neuem
 mit einer Mischung aus Trägheit und Freude
 Jenseits dieses Moments der vorbei ist und verloren
 Bin ich verborgen im Fluss einer Zeit
 der mich weit fort trägt und den ich jetzt erahne
 Jenseits dieses Verses der mich heimlich tötet
 wartet das Alter – der Tod – die unendliche Zeit
 wenn beide Andenken: das meiner Mutter und das meine
 vereint sein werden in nur einem: diesen Zeilen

A/

AVANTGARDEN:

CICLÓN

CICLÓN



Sumario

MARIA ZAMBRANO: *La filosofía de Ortega y Gasset.* JOSE FERRATER MORA: *Ortega y el concepto de razón vital.* GUILLERMO DE TORRE: *Ortega y su experiencia americana.* JUAN MARICHAL: *La singularidad estilística de Ortega y Gasset.* JORGE LUIS BORGES: *Nota de un mal lector.* CUATRO POETAS ESPAÑOLES: *Blas de Otero, José Hierro, Rafael Morales, José Luis Cano.* ALFRED JARRY: *Especulaciones.*

REVALUACIONES

JOSE ANTONIO PORTUONDO: "Rubén Martínez Villena".

BAROMETRO

Maria Zambrano y lo divino por Julio Rodríguez Luis; *Sobre el infierno* por Severo Sarduy; *Nota sobre pornografía* por Calvert Casey.

DUELO EN ESPAÑA

VOL. 2

LA HABANA, ENERO 1956

No. 1

Primera edición de *Ciclón* / Erste Ausgabe von *Ciclón*, Vol. 2, 1956

La apuesta de *Ciclón* / *Ciclóns* Wette

Text: Francy L. Moreno,
Übersetzung: Thomas Schlegel

En los años cincuenta, al tiempo que se extendía el ímpetu revolucionario, transitaba en Cuba una ola de nihilismo. En *Tumbas sin sosiego* Rafael Rojas asegura que uno de los elocuentes representantes de ese espíritu nihilista era el proyecto editorial de *Ciclón*, revista habanera que se imprimió de manera regular entre 1955 y 1957, cuyo último número –que celebraba la Revolución– vio la luz en 1959. Como la mayoría de las actitudes nihilistas, la de *Ciclón* partía del inconformismo, el de sus editores: el crítico José Rodríguez Feo y el narrador y poeta Virgilio Piñera. Este inconformismo lo manifestaron en una publicación que se caracterizó por una

In den Fünfzigerjahren, als sich überall ein revolutionärer Elan ausbreitete, ging über Kuba eine Welle des Nihilismus hinweg. In *Tumbas sin sosiego* (Gräber ohne Ruhe) behauptet Rafael Rojas, dass einer der eloquenten Vertreter dieses nihilistischen Geistes das Verlagsprojekt *Ciclón* war – eine Zeitschrift aus Havanna, die zwischen 1955 und 1957 regelmäßig erschien. Ihre letzte Ausgabe erblickte 1959 – zur Feier der Revolution – das Licht der Welt. So wie die meisten nihilistischen Haltungen ging auch *Ciclóns* Habitus vom Nonkonformismus aus, dem Nonkonformismus seiner Herausgeber: Kritiker José Rodríguez Feo und Erzähler und Dichter Virgilio Piñera. Ihren Nonkonformismus demonstrierten sie in einer Veröffentlichung, die geprägt war von einer skept-

postura escéptica que puso en duda jerarquías sociales y preceptos morales. Por eso en sus páginas encontramos críticas a la sacralización del poeta, como la de “Contra los poetas”, del polaco-argentino Witold Gombrowicz (*Ciclón*, vol. 1, núm. 5, 1955); cuestionamientos a una figura como Ortega y Gasset redactados por Jorge Luis Borges (*Ciclón*, vol. 2, núm. 1, 1956); o el llamado de José Luis Romero a sus colegas intelectuales para que se tomaran en serio la renovación de la conciencia social que tenía lugar por esos años y no descalificaran los procesos de democratización de la cultura letrada (*Ciclón*, vol. 1, núm. 5, 1955).

El carácter escéptico lo anuncia el nombre, pues mientras ilustres proyectos precedentes se llamaron *Sur* (Buenos Aires 1931-1970) y *Orígenes* (La Habana 1944-1956), esta revista fue, nada menos, que *Ciclón*. Título que nos sugiere una analogía: si los ciclones suelen arrasar lo que encuentran a su paso y dejar fragmentos de cosas que llevan enredadas entre los nudos de sus vientos, este removería pilares de la cultura letrada cubana –más que nada, de la poética del origenismo–, y dejaría desperdigados trozos de otras propuestas que hasta el momento habían transitado los márgenes, como las del propio Piñera u otros exploradores del grotesco y el humor absurdo, o textos de jóvenes que comenzaban a publicar como Calvert Casey o Nivaria Tejera.

La estrategia para llevar a cabo semejante propósito fue la irreverencia, patente en distintos gestos como en el juego con la distribución o el tono combativo. Así, por ejemplo, si hojeamos el primer número, nos encontramos con que el editorial no está en el lugar donde por lo regular están las notas editoriales, en la primera cuartilla, sino que en este caso la nota que presenta

tischen Haltung, die soziale Hierarchien und moralische Vorschriften infrage stellte. Daher finden wir in ihrem Blatt Kritiken gegen die Sakralisierung von Dichtern, beispielsweise den Text „Contra los poetas“ (Gegen die Dichter) des polnisch-argentinischen Schriftstellers Witold Gombrowicz (*Ciclón*, Bd. 1, Nr. 5, 1955), Streitschriften gegen Gestalten wie Ortega y Gasset, in diesem Fall verfasst von Jorge Luis Borges (*Ciclón*, Bd. 2, Nr. 1, 1956), oder José Luis Romeros Aufruf an seine intellektuellen Kollegen, sie sollten die Erneuerung des sozialen Bewusstseins, die in jenen Jahren stattfand, ernst nehmen und die Demokratisierungsprozesse des Literaturbetriebs nicht diskreditieren (*Ciclón*, Bd. 1, Nr. 5, 1955).

Den skeptischen Charakter kündigt bereits der Name der Zeitschrift an. Während illustre Vorgängerprojekte *Sur* (Buenos Aires, 1931-1970) und *Orígenes* (Havanna, 1944-1956) hießen, war diese Zeitschrift nicht weniger als ein *Ciclón*, ein wahrhaftiger Wirbelsturm. Ein Titel, der folgende Analogie nahelegt: Gewöhnlich fegen Wirbelstürme alles hinfort, was ihnen auf ihrem Weg in die Quere kommt, und lassen Fragmente dessen, was sich zuvor in ihren Wirbeln verfangen hat, zurück. Dieser Wirbelsturm würde die Säulen des kubanischen Literaturbetriebs – insbesondere die Poetik von *Orígenes* – niederreißen und ließe verstreute Teile anderer Ansätze zurück, die die Grenzen bis dato nicht überquert hatten. Dies galt insbesondere für Piñeras eigenen Ansatz und den anderer Entdecker des Grotesken und des absurden Humors, aber auch für Texte junger Autoren wie Calvert Casey oder Nivaria Tejera, die gerade erst begonnen hatten zu veröffentlichen.

Ausschnitt aus dem Editorial „Borrón y cuenta nueva“ (Tabula Rasa), *Ciclón* Nr. 1, 1955.

„Wir rufen mit Stentorstimme: Schluss! Schluss! Kein Spiel mehr, keine Speerspitzen und Brückenköpfe mehr, keine Abgesandten und kein Ergötzen an der Impotenz. Stattdessen Klarheit, dass es einen schweren Betrug an uns selbst und denen, die uns lesen, darstellt, zehn Jahre lang die immer gleiche Sache zu verfolgen. Wir begehen nicht die eitle Sünde der Literatur, zuzulassen, dass eine junge Generation sich vorgefertigten Verhältnissen widmet. Wir werden die Jungen nicht nach unserem Abbild formen, sondern sie provozieren, polarisieren, dafür sorgen, dass sie sich von uns unterscheiden; wir werden neue Krieger schaffen, die unseren Ruhm umso dauerhafter machen, indem Sie uns auf dem Feld der Ehre hängen lassen.“

Respektlosigkeit war die Strategie, um ein derartiges Vorhaben zu verwirklichen, ganz offensichtlich in bestimmten Gesten wie dem Spiel mit dem Layout und dem kämpferischen Ton. Wenn man in der ersten Ausgabe blättert, wird man zum Beispiel feststellen, dass sich das Editorial nicht im

el proyecto aparece sin numeración, entre las páginas 22 y 23, en un papel de color amarillo encendido, en medio del poema “Eurídice”, de Edith Sitwell (en traducción de Rodríguez Feo). Como es de esperarse, el tono irreverente atraviesa la nota combativa que corta este poema. Allí, después de aclarar que la revista nació a partir de una contienda entre Rodríguez Feo y el poeta Lezama Lima, y que por eso le interesaba a *Ciclón* “borrar” a *Orígenes*, se anuncia que el objetivo principal de la nueva publicación era renovar una atmósfera cultural “enrarecida”.

Ese perfil escéptico e irreverente de *Ciclón* surgió de los ánimos belicosos y el sustento económico de José Rodríguez Feo, respaldados por el proyecto estético de Virgilio Piñera. Sin embargo, algunos años antes de que se publicara ese primer número, finalizando la década de 1940, ninguno de los dos pensaba que alguna vez llegaría a trabajar al lado del otro. Cada uno iba por rumbos muy distintos. Desde 1946 hasta los primeros años de la década del cincuenta, Piñera había vivido dos largas estancias en Buenos Aires, que aprovechó para escribir y publicar algunas de sus obras representativas, como su novela *La carne de René* (1952), así como para realizar traducciones, entre las que estuvo *Ferdydurke* (1947) de Gombrowicz. Junto a este, en esa misma ciudad también hizo algunas intervenciones, como los pasquines *Aurora* y *Victrola*, donde se burlaron de personalidades porteñas. Entre tanto, Rodríguez Feo se dedicaba a la vida académica en prestigiosas universidades norteamericanas, al tiempo que dirigía *Orígenes* junto a Lezama Lima, traducía y buscaba colaboraciones de autores prestigiosos para esta revista.

Pero las cosas cambiaron. A mediados de la década del cincuenta, Piñera ya estaba de regreso en La Ha-

ersten Viertelbogen befindet, wo normalerweise die redaktionellen Hinweise stehen. In diesem Fall erscheint der kurze Text, der das Projekt vorstellt, ohne Nummerierung auf einem leuchtend gelben Blatt zwischen den Seiten 22 und 23

– inmitten des Gedichts „Eurídice“ (Eurydike) von Edith Sitwell (in der Übersetzung von Rodríguez Feo). Erwartungsgemäß durchdringt ein respektloser Ton diese kämpferische Anmerkung, die das Gedicht entzweischneidet. Nachdem hier klargestellt wird, dass die Zeitschrift nach einem Streit zwischen Rodríguez Feo und dem Dichter Lezama Lima ins Leben gerufen wurde und es daher ein Interesse von *Ciclón* sei, Orígenes „auszulöschen“, kündigt man an, dass es die Hauptabsicht der neuen Veröffentlichung sei, in einer derart ausgedünnten kulturellen Atmosphäre neu zu beginnen.

Ciclóns skeptisches und respektloses Profil ging aus José Rodríguez Feos Kampfgeist

und seiner finanziellen Unterstützung hervor, die Poetik Piñeras gab dem Ganzen den Rückhalt. Einige Jahre bevor sie die erste Ausgabe veröffentlichten, die bereits Ende der Vierzigerjahre fertiggestellt wurde, dachte jedoch keiner der beiden, dass es jemals dazu käme, dass er an der Seite des anderen arbeiten würde. Sie bewegten sich jeweils in sehr unterschiedliche Richtungen: Seit 1946 bis in die frühen Fünfzigerjahre hatte Piñera zwei längere Aufenthalte in Buenos Aires verbracht. Diese nutzte er dazu, einige seiner bekanntesten Werke zu schreiben und zu veröffentlichen, unter anderem seinen Roman *La carne de René* (Das Fleisch von René, 1952), und um Übersetzungen anzufertigen, unter denen auch *Ferdydurke* (1947) von Gombrowicz war. Gemeinsam mit Gombrowicz meldete er sich einige Male öffentlich zu Wort, beispielsweise in der Schmähschrift *Aurora* und *Victrola* (Morgenröte und Grammophon) in der sie über bekannte Persönlichkeiten aus Buenos Aires spotteten. Währenddessen widmete sich Rodríguez Feo dem akademischen Leben an einigen renommierten nordamerikanischen Universitäten. Zu der Zeit als er noch gemeinsam mit Lezama

Fragmento de la nota editorial “Borrón y cuenta nueva”, *Ciclón* 1, 1955.

“Nosotros gritamos con voz de Esténtor: ¡Basta! ¡Basta! No más juego, no más puntas de lanza no más cabezas de playa, no más emisarios, no más proseguir regodeándose con la impotencia. Tener, por el contrario, la clara conciencia que proseguir haciendo la misma cosa de hace diez años constituiría grave engaño contra uno mismo y contra el público que nos lee. No cometer el pecado de lesa literatura que es dejar a una joven generación que se fije en una situación hecha. No conformar a los jóvenes a nuestra imagen y semejanza, sino provocarlos, espolpearlos, hacerlos distintos a nosotros, nuevos guerreros que al dejarnos tendidos en el campo del honor harán nuestra gloria más duradera”.

ba, donde se encontró con que la relación entre Rodríguez Feo y Lezama había culminado con una tremenda disputa por el derecho a publicar esa revista, derecho que Lezama ganó. Ante esto, Rodríguez Feo recurrió a Piñera, ese viejo enemigo de Lezama que había sido colaborador ocasional y reportero lejano de Orígenes en Buenos Aires y al que este solía referirse con cierto desprecio. Como en aquella carta de 1948 donde le comentaba que la crítica se había escandalizado con el estreno de *Electra Garrigó*, cosa que –opinaba Lezama– seguramente le había agrado sobre manera a Piñera, pues lo habría “hecho soñar en las protestas, chillidos y zanahorias lanzados a los románticos, a los existencialistas y a todos los que desean un pequeño y sabroso escandalito” (Carta de noviembre de 1948).

En *Ciclón* se conjugaron el deseo de robarle el prestigio a *Orígenes* de Rodríguez Feo y el ánimo provocador de Piñera. Los límites de la iniciativa estaban dados por la formación de sus editores, en los marcos de redes de letrados que cubrían la ruta de Buenos Aires a Nueva York. Para remover de los gustos y criterios de valor literario aceptados por estas redes, Rodríguez Feo apeló a dos estrategias: en primer lugar atrajo a Piñera, quien fue corresponsal en Buenos Aires y secretario de redacción, puso a su disposición la revista para que este divulgara no solo su obra, sino también las estéticas que le interesaban. En segunda instancia, hizo una selección de propuestas distintas a las difundidas por el origenismo y atrajo a escritores jóvenes que con el tiempo constituyeron un sector diferenciado dentro de la vida cultural de los años cincuenta en Cuba. Estos jóvenes dieron eco a las líneas estéticas difundidas en *Ciclón* en otras publicaciones como el suplemento *Lunes* del diario *Revolución* que se editó durante los primeros años de la década del sesenta. Con estos dos movimientos antiorigenistas el director del nuevo proyecto logra delimitar el programa de una revista cruzada por el escepticismo que supo conjugar un tono lúdico e irreverente que contrastaba con el perfil grave de proyectos editoriales predecesores.

El protagonismo de Piñera aparece desde el primer número que incluye uno de sus cuentos más conocidos, “El gran Baro”, y un fragmento de una traducción, presentada por él, de *Las 120 jornadas de*

Lima *Orígenes* leíste, tradujo y trató de convencer a los autores para una colaboración con esta revista para ganar.

Doch die Dinge nahmen einen anderen Lauf. Mitte der Fünfzigerjahre war Piñera zurück in Havanna, wo es sich hervorragend traf, dass die Beziehung zwischen Rodríguez Feo und Lezama in einem Riesenstreit um das Verlagsrecht der Zeitschrift kulminiert war. Ein Recht, das Lezama zugesprochen wurde. Zuvor hatte Rodríguez Feo sich an Piñera gewandt, jenen alten Feind von Lezama, der gelegentlicher Mitarbeiter und Korrespondent von *Orígenes* in Buenos Aires gewesen war und über den sich Letzterer immer mit einer gewissen Missachtung äußerte. So zum Beispiel in einem Brief von 1948, in dem er erzählt, dass die Kritik empört gewesen sei über die Premiere von *Electra Garrigó*. Eine Angelegenheit, so dachte Lezama, die Piñera sicher über alle Maßen gefallen habe, die ihn habe „träumen lassen von den Protesten, Piffen und Karottenwürfen auf die Romantiker, die Existenzialisten und alle, die sich einen kleinen, saftigen Skandal wünschten“ (Brief aus dem November 1948).

Bei *Ciclón* fanden Rodríguez Feos Wunsch, *Orígenes* den Rang abzulaufen, und Piñeras provokativer Geist zusammen. Die Grenzen der Initiative waren von der Gestaltungsgabe ihrer Herausgeber und dem Rahmen ihres Netzwerkes an Literaten vorgegeben, welches die Route Buenos Aires - New York abdeckte. Um die Geschmäcker und literarischen Wertmaßstäbe umzuwälzen, die von diesem Netzwerk akzeptiert wurden, griff Rodríguez Feo zu zwei Strategien: Zunächst holte er Piñera mit ins Boot, der Korrespondent in Buenos Aires und Redakteur war, und stellte diesem die Zeitschrift zur freien Verfügung, damit dieser nicht nur sein eigenes Werk, sondern auch die ästhetischen Konzepte, die ihn interessierten, verbreiten könne. In zweiter Instanz stellte er eine Auswahl an Vorschlägen zusammen, die sich von den Veröffentlichungen der Ursprungsliteraten unterschieden, und zog junge Schriftsteller an, die mit der Zeit eine eigenständige Gruppe in Kubas kulturellem Leben der Sechzigerjahre bildeten. Diese jungen Autoren reagierten auf die ästhetischen Richtlinien, die in *Ciclón* veröffentlicht wurden, auch in anderen Publikationen, so zum Beispiel in der Beilage *Lunes* der Tageszeitung *Revolución*, die in den frühen Sechzigerjahren verlegt wurde. Mit diesen beiden gegen *Orígenes* gerichteten Schachzügen gelang es dem Leiter des neuen Projekts, das Programm der Zeitschrift, die vom Skeptizismus durchdrungen war, von anderen abzugrenzen. Er verstand es, einen spielerischen und zugleich rebellischen

Sodoma. Piñera como secretario de redacción fue fundamental para la definición del tono, los géneros y las estéticas, así como de los temas predominantes en el nuevo proyecto. Piñera como corresponsal contribuyó para que la propuesta estuviera al día con la actualidad cultural del continente y con la de centros culturales como París. Líneas fuertes de la política editorial de la revista, como el interés por estéticas grotescas y absurdas, así como la propuesta de ver en la sexualidad un tema susceptible de ser materia literaria, también se deben a las preferencias de Piñera. Este también contribuyó al espíritu iconoclasta de *Ciclón*, pues llevó a la revista su objetivo de, tal como lo explica en el ensayo “El secreto de Kafka” (*Orígenes*, núm. 17, 1947), propiciar una suerte de distanciamiento del espectador o lector para que se “despersonificara” y lograra así desnaturalizar los valores que regían su vida.

Piñera nació en 1912 en Cárdenas, en medio de la parentela de un funcionario y una maestra; Rodríguez Feo, en La Habana de 1920, dentro de un linaje de dueños de grandes ingenios azucareros. Cuando los dos aprendieron a leer literatura, uno en una escuela pública cubana, el otro en escuelas privadas en Estados Unidos, no podían saber que en 1955 publicarían juntos una revista con la ambición de renovar la cultura literaria de sus contemporáneos. El encuentro de personajes tan dispares, el aristócrata criollo, académico y crítico, con el humilde artista desparpajado en un proyecto común es sintomático de unas condiciones de eferescencia, de movilidad social y cultural. Solo en esa coyuntura, una estética como la Piñera, acompañada de la de otros iconoclastas como Julien Torma, Alfred Jarry, Julio Cortázar y hasta del Marqués de Sade, pudo llegar a ocupar el centro de un proyecto editorial. Sospecho que el escepticismo y la irreverencia de *Ciclón* debió por lo menos sorprender a un lector literario de la época, acostumbrado a la seriedad de *Sur* o al carácter adusto de *Orígenes*.

Ton zu kreieren, der im Kontrast zum ernststen Profil vorangegangener Verlagsprojekte stand.

Piñeras Schlüsselrolle wurde bereits in der ersten Ausgabe deutlich. Neben „El gran Baro“ (Der große Baro), einer seiner bekanntesten Erzählungen, enthielt diese das Fragment einer Übersetzung aus „Las 120 jornadas de Sodoma“ (Die 120 Tage von Sodom), die von ihm vorgestellt wurde. Als Redakteur war Piñera nicht nur für den Duktus und die Ästhetik, sondern auch für die Auswahl der Textsorten und Themenschwerpunkte des neuen Projekts verantwortlich. Als Korrespondent leistete Piñera seinen Beitrag, dass sich der Inhalt der Zeitschrift auf der Höhe des kulturellen Zeitgeschehens sowohl des Kontinents als auch kultureller Zentren wie Paris befand. Die Leitlinien der Verlagspolitik sind ebenfalls Piñeras Vorlieben geschuldet, so beispielsweise das Interesse an grotesker und absurder Ästhetik oder der Vorschlag, das Thema Sexualität als literaturfähigen Stoff zu betrachten. Er trug außerdem zum bilderstürmerischen Geist von *Ciclón* bei und brachte sein programmatisches Ziel mit ein, so wie er es in dem Essay „El secreto de Kafka“ („Kafkas Geheimnis“) (*Orígenes*, Nr. 17, 1947) erläutert, eine glückliche Distanzierung vom Zuschauer oder Leser zu begünstigen, damit dieser sich „entpersonalisiere“ und es dadurch schaffe, die Werte zu zersetzen, die sein Leben regieren.

Piñera wurde 1912 in Cárdenas als Sohn eines Beamten und einer Lehrerin geboren, Rodríguez Feo 1920 in Havanna, er entstammte einer Reihe großer Zuckerfabrikanten. Als beide lernten, sich mit Literatur auseinanderzusetzen, der eine in einer öffentlichen Schule auf Kuba, der andere in Privatschulen in den USA, konnten sie noch nicht wissen, dass sie – mit dem Ehrgeiz das Literaturverständnis ihrer Zeitgenossen zu erneuern – 1955 gemeinsam eine Zeitschrift veröffentlichen würden. Das Zusammentreffen zweier derart unterschiedlicher Persönlichkeiten – der hispanoamerikanische Aristokrat, akademisch gebildet und kritisch, mit dem bescheidenen, zerstreuten Künstler vereint in einem gemeinsamen Projekt – ist symptomatisch für die aufrührerischen Verhältnisse, die soziale und kulturelle Agilität der damaligen Zeit. Nur in einer derartigen gesamtgesellschaftlichen Lage konnte eine Ästhetik wie die Piñeras, begleitet von der anderer Bilderstürmer wie Julien Torma, Alfred Jarry, Julio Cortázar oder dem Marquis de Sade, das Herz eines Verlagsprojektes besetzen. Ich vermute, dass der Skeptizismus und die Respektlosigkeit von *Ciclón* einen damaligen Leser, der an die Ernsthaftigkeit von *Sur* oder den herben Charakter von *Orígenes* gewöhnt war, zumindest überrascht haben dürfte.

PI

PROSA:

DIEGO

TRELLES

PAZ



Vladimir y la resistencia /

Vladimir und der Widerstand

Übersetzung: Benjamin Loy,
Illustration: Sophie Jackson

A nadie le interesa la literatura en este lugar.

(Digo “nadie”, pero miento: estamos yo y dos o tres más.)

Cuando hablo de “este lugar” me refiero a estos pasillos blancos y alumbradísimos que se prolongan y se prolongan sin llevar a ningún lado. Estos corredores de la muerte en los que no es difícil toparse diariamente con quince o veinte subnormales disfrazados de estudiantes: falsos discípulos de falsos maestros entregados a la burocracia académica, dispuestos a lo que sea por graduarse, por envejecer a la fuerza y sentirse hombres dignos en oficinas abarrotadas de libros relucientes que ya no leen.

No importa de dónde vengan ni de dónde son. No importa cuánto tiempo tardaron en llegar o

Die Literatur interessiert hier niemanden.

(Ich sage „niemanden“, aber das ist gelogen: ich bin ja da und noch zwei oder drei andere.)

Wenn ich „hier“ sage, dann meine ich diese weißen, grell erleuchteten Gänge, die sich ewig weit ziehen, ohne je irgendwohin zu führen. Diese Höllenflure, auf denen man ohne Schwierigkeiten täglich fünfzehn oder zwanzig als Studenten verkleideten geistig Zurückgebliebenen begegnet: falsche Schüler ebenso falscher Lehrer, die sich mit Hingabe der akademischen Bürokratie widmen und zu allem bereit sind, um ihren Abschluss zu machen, auf Teufel komm raus alt zu werden und sich als würdige Männer zu fühlen in Büros voller glänzender Bücher, die sie nicht mehr lesen.

Es ist egal, woher sie kommen oder wer sie sind. Es ist egal, wie lange sie gebraucht haben, um es zu schaffen oder wie

lo bajo que cayeron para hacerlo. No importan ni su infancia miserable ni su juventud hippie. Los ves iguales. Abren la boca y bostezan y se toman el mentón y cruzan las piernas y pontifican entrecerrando sus ojitos brillosos y circulares de rata. Iguales. Cuando pagan sus impuestos y cuando tragan y cuando defecan y cuando fornican e hinchán el pecho tras la foto de la familia digna y el perro castrado que mueve la cola y, allá por debajo, el sudor del progreso, treinta años para pagar la casita de mal gusto en algún suburbio solitario y lleno de mormones vestidos de bandera estadounidense.

Iguales.

Su nombre oficial es Departamento de Español y Portugués, pero algunos colegas hispanoamericanos, tan entusiastas como ingenuos, lo llaman Facultad de Literatura. Para los menos cínicos es simplemente El Moridero y, aunque nunca he sido bueno con las metáforas, confío en que se me entiende. Si ese no es el caso, no importa. Estoy acostumbrado. Mis estudiantes me hacen ese favor cuarenta y siete veces por semestre. He aprendido a detectar su ignorancia con solo mirarlos. Por supuesto, siempre hay excepciones: dos o tres cándidos que llegan a Estados Unidos esperando ser partícipes de algo grande, algo que en sus cabecitas despercudidas tiene la forma de una pandilla beatnik o de un Mayo del 68 o, incluso, de un Círculo de la serpiente estilo Tex Mex. ¡Es conmovedora la energía que derrochan los pobres creyendo resucitar los cadáveres sonrosados de sus compañeros de clase! Desde luego, todo es en vano. Aunque la parte más dolorosa del proceso no es verlos bajar la cabeza, no; lo insoportable, lo verdaderamente trágico es esa sensación de estar dentro de una pe-

tief sie dafür gesunken sind. Es ist egal, ob sie eine schwere Kindheit oder eine Hippie-Jugend hatten. Sie sind alle gleich. Sie machen den Mund auf und gähnen und kratzen sich am Kinn und schlagen die Beine übereinander und kneifen ihre glänzenden, runden Rattenäuglein zusammen, während sie vor sich hin dozieren. Alle gleich. Wenn sie ihre Steuern bezahlen und wenn sie schlucken und wenn sie scheißen und wenn sie vögeln und sich hinter dem Foto ihrer würdigen Familie und dem kastrierten und mit dem Schwanz wedelnden Hund aufplustern und irgendwo darunter liegt der Schweiß des Fortschritts, dreißig Jahre, um das geschmacklose Häuschen in irgendeinem einsamen Vorort voller in die amerikanische Flagge gehüllter Mormonen zu bezahlen.

Alle gleich.

Ihre offizielle Bezeichnung lautet Abteilung für Spanisch und Portugiesisch, aber einige ebenso begeisterte wie naive lateinamerikanische Kollegen nennen sie Fakultät für Literatur. Für die weniger Zynischen ist sie schlicht das Siechenhaus und obwohl ich es nie so mit Metaphern hatte, vertraue ich darauf, dass man mich versteht. Falls das nicht der Fall sein sollte, ist es auch egal. Daran bin ich gewöhnt. Meine Studenten tun mir diesen Gefallen 47 Mal pro Semester. Ein Blick genügt mir, um ihre Unwissenheit zu entlarven. Ausnahmen gibt es natürlich immer: zwei oder drei Einfaltspinsel, die in die USA kommen und erwarten, Teil einer großen Sache zu werden, von etwas, das in ihrer munteren Fantasie gleich die Form einer neuen Beatnik-Bewegung oder eines 68er-Revivals annimmt, vielleicht sogar wie eine Art Klub der Schlange à la Cortázar im Tex-Mex-Style aussieht. Die Energie, die die Armen in dem Glauben verschwenden, die rosigen Leichname ihrer Kommilitonen wieder zum Leben erwecken zu können, ist geradezu hinreißend! Natürlich ist das alles vergebens. Obwohl der schmerzhafteste Teil des Ganzen nicht einmal ist, zu sehen, wie sie ihre Köpfe senken, nein: das Unerträgliche, das wirklich Tragische ist dieses Gefühl, in einem

lícula de zombis y descubrir de pronto que uno de los tuyos acaba de ser mordido.

¿Cómo te das cuenta? Pues, depende. Por lo general es su repentina solidaridad con los muertos o su escalofriante cambio de ánimo: del sujeto taciturno que tenía un proyecto literario serio nace un sujeto taciturno que trata de ganarse el favor de los jefes y de los lambiscones y de los achichincles y de los lameculos de los jefes; del chiquillo pendenciero que no puede explicarse por qué lee (pero lee) nace uno de esos soplones de cuarta, una rata gorda disfrazada de hámster que utiliza su sensibilidad para trepar y siempre sube en ascensor aunque hace como que lo enloquecen las escaleras.

Esos son los peores. Empiezan a sobarte el chaleco con sutileza para que les escribas una cartita de recomendación, te llenan de halagos y de chismes malignos sobre los mismos que les dan de comer hasta que llega el día en que caes en desgracia o eres censurado por uno de esos profesores malolientes que tienen los calzoncillos llenos de manchas de mierda. Y si eso ocurre, camarada: ¡Aaaay de ti!, ay de ti porque entonces, los muy puercos, mirándote a los ojos como Pedro ante la cruz, te negarán tres, diez, cien, mil veces.

¿Les parezco dramático? ¿Exagerado? ¿Tremendista? Pues, sí, quizá sea así. Yo siempre me remito a los libros y a las películas y todo eso, al menos aquí, tiende al simulacro. Es decir: uno ve libros por doquier, oficinas de sanos y envidiables anaqueles, colegas de cuarenta y tantos avejentados por sus propias manos y meneando los anteojos de lectura sobre la frente arrugada. Sabiduría para la foto. Sabiduría para el decano y sus apóstoles. Lo simpático asoma cuando les preguntas algo de lo más pedestre y ya

Zombiefilm zu sein und plötzlich zu entdecken, dass einer der deinen gerade gebissen wurde.

Woran du das merkst? Naja, kommt darauf an. Im Allgemeinen ist es seine plötzliche Solidarität mit den Toten oder sein erschütternder Sinneswandel: Aus dem schweigsamen Wesen, das ein ernsthaftes literarisches Projekt verfolgt, wird ein schweigsames Wesen, das versucht, sich das Wohlwollen der Bosse und der Schmeichler und Speichellecker und Arschkriecher der Bosse zu sichern; aus dem Querkopf, der nicht erklären kann, warum er liest (der aber liest) wird einer dieser Verräter der untersten Kategorie, eine fette Ratte, die sich als Hamster tarnt und ihr Einfühlungsvermögen nutzt, um sich nach oben zu arbeiten und immer mit dem Aufzug fährt, obwohl sie vorgibt, ganz verrückt nach Treppen zu sein.

Das sind die Schlimmsten. Sie fangen an, dich dezent am Ärmel zu zupfen, damit du ihnen ein Empfehlungsschreiben ausstellst, sie überschütten dich mit Lob und boshafte Gerüchten über eben die, die sie ernähren, bis zu dem Tag, an dem du in Ungnade fällst oder von einem dieser übelriechenden Professoren mit seiner Unterhose voller Bremspuren verrissen wirst. Und wenn das passiert, Kumpel: Oh weeeh, oh weh, weil dich die verdammten Schweine dann drei Mal, zehn Mal, ach was, hundert und tausend Mal verleugnen und dir dabei wie Petrus vor dem Kreuz in die Augen sehen werden.

Sie meinen, ich übertreibe? Werde dramatisch, male den Teufel an die Wand? Tja, das kann schon sein. Ich verweise immer auf die Bücher und die Filme und all das scheint, zumindest hier, immer eher ein Simulakrum zu sein. Will sagen: Man sieht Bücher so weit das Auge reicht, Büros voller schöner und beneidenswerter Regalreihen, Kollegen in den Vierzigern, die durch eigenes Zutun vorzeitig gealtert sind und mit ihren Lesebrillen über der faltigen Stirn herumfuchteln. Gelehrsamkeit fürs Foto. Gelehrsamkeit für den Dekan

los ves llenándose la boca de Tropos y de Logos y de Pathos y de Rizomas mientras con el antebrazo nervioso ahuyentan el caliente sudor de la ignorancia.

El espectáculo es siempre desagradable.

No hay impostor que no lo sea.

Claro, no siempre es así. Si no tuviera a algunos pocos de mi lado, ya no estaría aquí. Si quieren entenderme, pensemos en sencillo: están las películas de zombis, por ejemplo. El chiste de estas películas no son, pues, los zombis, sino la pequeña resistencia de humanos que lucha para no dejarse morder. En cierto sentido, es una metáfora macabra del mundo aunque en el mundo, como en este Moridero, hay zombis audaces que no tienen la carne putrefacta ni están cubiertos de gusanos y hablan pestes de los otros zombis mientras se toman una cerveza con los sobrevivientes. Es necesario entonces que un espíritu discreto y duro sepa hacerles frente: el caudillo, el elegido de la resistencia que deberá sobrevivir al paso de las tinieblas. Para ello, suponiendo que es un hombre (y que no es joto) necesitará del apoyo y el amor de una mujer con ideales afines; una mujer con la fortaleza suficiente como para no dudar en sacrificarlo si acaso es mordido; una mujer, en suma, que pueda asumir el liderazgo de la resistencia sin vacilaciones.

[Bien, como ahora presumo las salvajadas presuntuosas que dirán al respecto las feministas barbudas de este moridero, esto es: 1) que este relato es una visión sexista y ligera del orden fálico del mundo; 2) que este relato es homofóbico porque llama jotos a los jotos y; 3) que el autor es misógino o retrasado o probablemente sea un homosexual reprimido o, lo más seguro, las tres cosas juntas, agradeceré

und seine Jünger. Lustig wird es, wenn du sie irgendetwas völlig Banales fragst und sie sofort sie den Mund vollnehmen mit Ausdrücken wie Tropos und Logos und Pathos und Rhizomen, während sie mit dem Unterarm nervös den Angstschweiß der Unwissenheit wegwischen.

Das Schauspiel ist immer verabscheuungswürdig.

Es gibt keinen Hochstapler, der es nicht wäre.

Natürlich, es ist nicht immer so. Wenn ich nicht einige wenige auf meiner Seite hätte, wäre ich nicht mehr hier. Wenn Sie mich recht verstehen wollen, reden wir nicht lange drumherum: denken wir etwa an Zombiefilme. Der Witz dieser Filme sind nicht die Zombies, sondern dieser kleine Widerstand der Menschen, die darum kämpfen, nicht gebissen zu werden. In gewisser Weise ist es eine makabre Metapher der Welt, obwohl es auf der Welt, wie in diesem Siechenhaus, gerissene Zombies gibt, ohne verfaultes Fleisch oder Massen von Würmern, und die über die anderen Zombies herziehen, während sie ein Bier mit den Überlebenden trinken. Man benötigt daher einen besonnenen und harten Geist, der sich ihrer zu erwehren weiß: den Anführer, den Auserwählten des Widerstands, der den Gang durch die Finsternis überleben wird. Dafür braucht dieser Mann (so es einer ist und keine Tunte) die Unterstützung und die Liebe einer Frau mit ähnlichen Idealen; eine Frau mit ausreichender Kraft, die nicht zögern wird, ihn zu opfern, wenn er gebissen wird; kurz: eine Frau, die ohne Zaudern die Führung des Widerstands übernehmen kann.

[Gut, da ich mir schon jetzt die aufgebauchten Anschuldigungen der bärtigen Feministinnen dieses Siechenhauses vorstellen kann, halte ich fest: 1) dass dieser Text eine sexistische und oberflächliche Vision der phallischen Ordnung der Welt ist; 2) dass dieser Text homophob ist, weil er die Tuntentuntent nennt; 3) dass der Autor frauenfeindlich

al infeliz que me lea que se inhiba de utilizar esas teorías insurgentes que buscan penes y vaginas y sodomitas y castrados en todo lo que leen y cuyos perpetradores son los mismos que tienen orgasmos de justicia cuando aparecen títeres obesos del tipo Rigoberta].

Mejor prosigo. Antes de interrumpirme, les hablaba del compromiso. De alguna manera, era una forma muy personal de hablarles del amor. Confío en que no malinterpreten la palabra “compromiso” dándole acepciones religiosas de mal gusto. Hablo del amor como lucha. Hablo del amor como espejismo que se convierte en laguna en el medio del desierto, pero que, luego, cuando el desahuciado ya ha calmado toda su sed, puede transformarse en agua infecta, en agua de leprosos o de locos. Si no se me entiende, no importa. Lo que importa ahora es hablar de los resistentes, de los cinco o seis sobrevivientes que mi colega Erasmo Fernández bautizó como Los perros románticos.

Erasmo es uruguayo y creo que es mi amigo. No sé hasta qué punto sea consciente de que forma parte de la resistencia. No sé tampoco si se haya dado cuenta de que, ahora que he sido sacrificado, él es el caudillo. Es probable que lo de Los perros románticos yo lo haya sacado de contexto o lo haya leído en algún libro raro. Es probable que ninguno de nuestros compañeros esté al tanto del movimiento que ahora lidera Fernández. Lo único que sé por el momento, es que si el amor no es una lucha compartida, no existe. Y lo digo con absoluta conciencia de lo cursi y patético que esto puede sonar a mi edad.

Por cierto, tengo 67 años, soy un ciudadano ruso y mi nombre es Vladimir (suelo pensar que en honor al maestro de San Petersburgo). Entre otras cosas,

oder zurückgeblieben oder möglicherweise ein verkappter Homosexueller ist oder, vermutlich, alle drei Dinge zusammen, und ich danke dem Unglücklichen, der mich liest und der sich davor hütet, diese rebellischen Theorien zu benutzen, die Penisse und Vaginen und Sodomiten und Kastrierte in allem suchen, was sie lesen, und deren Verfechter die gleichen sind, die Orgasmen der Gerechtigkeit haben, wenn übergewichtige Marionetten à la Rigoberta Menchú auf die Bühne kommen.]

Ich fahre besser fort. Bevor ich mich selbst unterbrach, sprach ich vom Opfer. In gewisser Weise handelte es sich um eine sehr persönliche Art, von der Liebe zu sprechen. Ich vertraue darauf, dass Sie das Wort „Opfer“ nicht im Sinne geschmackloser religiöser Bedeutungen auslegen. Ich spreche von der Liebe als Kampf. Ich spreche von der Liebe als Fata Morgana, die sich in eine Oase inmitten der Wüste verwandelt, aber bald darauf, wenn der Verzweifelte all seinen Durst gestillt hat, zu verdorbenem Wasser, zum Wasser der Leprakranken und Irren werden kann. Wenn das jetzt unverständlich wirkt, ist das auch egal. Was jetzt zählt, ist von den Widerständigen zu sprechen, von jenen fünf oder sechs Überlebenden, die mein Kollege Erasmo Fernández Die romantischen Hunde getauft hat.

Erasmo ist Uruguayer und ich glaube, er ist mein Freund. Ich weiß nicht, bis zu welchem Grad er sich bewusst ist, Teil des Widerstands zu sein. Ich weiß auch nicht, ob er bemerkt hat, dass jetzt, wo ich geopfert wurde, er der Anführer ist. Möglicherweise habe ich das mit den romantischen Hunden aus dem Zusammenhang gerissen oder in irgendeinem seltsamen Buch gelesen. Möglicherweise ist niemand unserer Kollegen wirklich im Bilde über die Bewegung, die Fernández jetzt anführt. Das einzige, was ich momentan weiß, ist, dass die Liebe nicht existiert, wenn sie kein gemeinsamer Kampf ist. Und das sage ich im absoluten Bewusstsein dessen, wie kitschig und pathetisch das in meinem Alter klingen mag.

me especializo en el Siglo de Oro español. Soy el único profesor del Moridero que tiene cuatro libros sobre Cervantes. El único que dedicó trece años de su vida y dos voluminosas obras a demostrar por qué Góngora es mejor que Garcilaso y Quevedo juntos. El único que ha leído con verdadera pasión los romances teológicos de Juan de la Cruz. El otro día el muerto más joven y lambiscón del Departamento organizó un coloquio sobre el Siglo de Oro en honor a Cervantes y no me invitó. “Pensé que estaba en Rusia don Vladimir”, me dijo el rastrero, como si al mismo tiempo me estuviera escupiendo en la boca. “¡Don!” le grité enfatizando mi acento ruso, “¡a mí no me llames don, putito lameculos sinvergüenza, o te reviento a golpes!” le chillé desenfrenado y clavándole mis ojos de serpiente. Desde luego, huyó. Fue retrocediendo de a pocos, tartamudeando una disculpa aprendida hasta que entró como pudo en su oficina. Yo me quedé parado a cinco pasos de su puerta. Si asoma la cabeza lo mato, pensé. Si escucho que está levantando el teléfono para difamarme, primero lo torturo y luego lo mato. Durante cinco minutos me quedé pensando en la manera más esotérica de asesinarlo y eso me pareció tan cómico y desproporcionado que empecé a reírme solo.

Luego, me fui.

Es posible que esta anécdota les sirva para entender nuestra principal motivación: no es solo que la literatura se haya convertido en la más pueril de las mercancías en este mercado de chorizos y que a nadie no le importe, no; además de eso, a todos aquellos a los que nos importa, a los que aún creemos en ella, están buscando la manera menos ruidosa de vacarnos, de jubilarnos antes de tiempo, de desaparecer del mapa. Para ello reclutan a jóvenes

Übrigens, ich bin 67 Jahre alt, russischer Staatsbürger und mein Name ist Vladimir (zu Ehren des Meisters aus Sankt Petersburg, wie ich zu denken pflege). Ich habe mich unter anderem auf das spanische Siglo de Oro spezialisiert. Ich bin der einzige Professor des Siechenhauses, der vier Bücher über Cervantes geschrieben hat. Der einzige, der dreizehn Jahre seines Lebens und zwei umfangreiche Werke dem Beweis gewidmet hat, dass Góngora besser als Garcilaso und Quevedo zusammen ist. Der einzige, der mit wirklicher Leidenschaft die theologischen Romanzen des Juan de la Cruz gelesen hat. Kürzlich hat der jüngste und schleimigste Kollege der Abteilung ein Kolloquium über das Siglo de Oro zu Ehren Cervantes‘ organisiert und mich nicht eingeladen. „Ich dachte, Sie wären in Russland, don Vladimir“, sagte mir der Schleimscheißer, was sich anfühlte, als ob er mir gleichzeitig vor Verachtung in den Mund spucken würde. „Don“, schrie ich ihn an und unterstrich meinen russischen Akzent, „nenn’ mich nicht don, du verfickter Arschkriecher, oder ich polier’ dir die Fresse!“, kreischte ich völlig von Sinnen und fixierte ihn mit meinen Schlangenaugen. Natürlich zog er den Schwanz ein. Er ging langsam einige Schritte zurück, stammelte eine auswendig gelernte Entschuldigung und verdrückte sich in sein Büro. Ich blieb fünf Schritte vor seiner Tür stehen. Wenn er den Kopf rausstreckt, bring’ ich ihn um, dachte ich. Wenn ich höre, dass er den Telefonhörer abhebt, um mich zu verleumden, dann foltere ich ihn zuerst und bringe ihn anschließend um. Fünf Minuten lang dachte ich über die esoterischste Art und Weise nach, ihn umzubringen und das erschien mir so komisch und unverhältnismäßig, dass ich laut auflachte.

Dann bin ich gegangen.

Vielleicht hilft Ihnen diese Anekdote dabei, unsere Hauptmotivation zu verstehen: es geht nicht nur darum, dass sich die Literatur in das albernste Würstchen auf diesem Fleischmarkt verwandelt hat und sie niemanden interessiert, nein; hinzu kommt noch, dass man versucht, alle jene von uns,

osados que puedan faltarte el respeto en su nombre. Amaestran estudiantes que vigilen tus movimientos cual espías de la CIA o soplones del régimen de Castro. Es un horror simplificado por el prestigio académico. Un horror elegante.

Vladimir, sin embargo, nunca tuvo miedo. ¿Cómo podría? Vladimir se hizo trotskista a los doce y el día que murió Stalin bailó una polca en la Plaza Roja. A los quince ya había leído cinco veces *El Quijote*. A los treinta era casi una eminencia de la literatura hispana. Cuando Rusia invadió Afganistán, Vladimir protestó por las calles de Moscú y cayó preso. El día que Vladimir abandonó su país pensó que ya no tenía sentido ser trotskista. Cuando llegó a América, sabía que se internaba en las entrañas de un monstruo galante, pero no se arredró. Nunca más lo haría. Esta declaración de principios nos devuelve al presente y abre la ventana final de esta historia: la traición en la épica, el momento en que aparece la soñada mujer del caudillo para llevarlo a la muerte.

Si quieren saber cómo fue que la resistencia me perdió, tendrán que visualizar a una grácil joven tejana que sabía de memoria uno de los más hermosos poemas de Juan de la Cruz y tuvo la encantadora ocurrencia de venir a recitármelo. De ahí en adelante, el pobre y solitario Vladimir ya no será fuerte. Clarita irá todas las semanas a mis horas de oficina mostrando un genuino interés en mis clases, trayendo entre sus hermosísimos brazos una copia de uno de mis libros sobre Cervantes y me pedirá una firmita piadosa, si no le molesta, claro, y yo le diré que cómo va a molestarme, que encantado del alma, que adónde le gustaría la firmita, y luego vendrá lo inaudito porque Clarita empezará a discutir mis argumentos sobre las *Novelas ejemplares* con una lucidez impresionante para una chica... ¿De cuántos,

denen sie noch etwas bedeutet, die noch an sie glauben, auf die unauffälligste Art und Weise loszuwerden, uns vorzeitig in den Ruhestand zu schicken, uns von der Landkarte zu tilgen. Dafür stellen sie unverschämte Bürschlein ein, die dir in ihrem Namen Respektlosigkeiten erweisen. Sie richten Studenten ab, damit sie deine Bewegungen wie Spitzel der CIA oder von Castro überwachen. Es ist eine Herrschaft des Schreckens, die durch das akademische Ansehen erleichtert wird. Eine elegante Herrschaft des Schreckens.

Vladimir hatte dennoch niemals Angst. Warum auch? Vladimir war im Alter von zwölf Jahren Trotzkiist geworden und an dem Tag, an dem Stalin gestorben war, hatte er eine Polka auf dem Roten Platz getanzt. Mit fünfzehn hatte er bereits fünfmal den *Quijote* gelesen. Mit dreißig war er eine Eminenz auf dem Gebiet der spanischen Literatur. Als Russland in Afghanistan einfiel, protestierte Vladimir auf den Straßen von Moskau und wurde festgenommen. Am Tag, als Vladimir sein Land verließ, dachte er, dass es keinen Sinn mehr habe, Trotzkiist zu sein. Als er in Amerika ankam, wusste er, dass er sich in die Fänge eines galanten Monsters begab, doch er verzagte nicht. Nie wieder würde er das tun. Diese Prinzipienklärung bringt uns in die Gegenwart zurück und eröffnet den letzten Abschnitt dieser Geschichte: der Verrat in der Heldensage, der Moment, in dem die Traumfrau des Anführers erscheint, um ihn in den Tod zu führen.

Wenn Sie wissen wollen, wie der Widerstand mich verlor, müssen Sie sich eine anmutige junge Texanerin vorstellen, die eines der schönsten Gedichte von Juan de la Cruz auswendig konnte und den bezaubernden Einfall hatte, es mir vorzutragen. Von da an verlor der arme und einsame Vladimir seine Kraft. Clarita sollte jede Woche in meine Sprechstunde kommen, ein aufrichtiges Interesse an meinem Unterricht zeigen, in ihren zauberhaften Armen eine Kopie eines meiner Bücher über Cervantes mit sich herumtragen und mich um eine barmherzige Unterschrift bitten, wenn es Ihnen nichts ausmacht, und ich sollte ihr antworten, aber

Clarita? ¿Veintinueve? ¿Treinta?... ¿Veintisiete, dijo? Oh, disculpe mi torpeza por favor, disculpe al viejo Vladimir que ya ni siquiera puede explicarse los fuertes latidos de su pecho ni la ansiedad con la que espera el día en que vuelva a tocar su puerta, Clarita, pase por favor, póngase cómoda, he estado pensando en aquello que dijo en clase sobre Juan de la Cruz. No imaginaba que alguien lo hubiera leído en este crematorio y ya ve, llega usted a recitármelo con la gracia de las declamadoras moscovitas que vi en mi juventud recitando a Pushkin. Ahora que si usted también recita a Pushkin, entonces tendrá que disculparme, pero me temo que habré de lanzarme por la ventana o alguien deberá explicarme de nuevo la realidad porque yo, que la conocía por delante, por el medio y por detrás, no puedo dejar de sentirme perdido, ¿me entiende? Si no me entiende, no importa. Estoy acostumbrado. A lo que sí no me acostumbro es a esta sensación adolescente de extrañarla, aunque mi razón me diga que es una locura, Vladimir, aunque Erasmo Fernández me insinúe que esa estudiante me llevará a la perdición y, cuando esto suceda, mi cabeza colgará de la entrada del Moridero como un trofeo de guerra, aunque la prudencia me ilumine y en vano intente distanciarme de aquello que me ha devuelto la vida, el rostro, la fragancia de todas las mujeres que amé, algo tan delicado como su tibia mano sobre la mano solitaria del buen Vladimir, algo tan persuasivo como su mirada de princesa sobre la mirada sometida del buen Vladimir, aunque el mundo se caiga a pedazos y los muertos invadan, saqueen, destruyan y funden nuevos imperios Clarita: nada, NADA podrá disuadirme de quererla, y entonces no será usted la que me empuje sino yo el que salte; yo, el buen Vladimir, el caudillo de la resistencia caído en combate en el mismo momento en que imaginó que el amor podía devolverle la

sicher doch, von ganzen Herzen, wo hätten Sie die Unterschrift denn gerne, und bald sollte das Unerhörte geschehen, denn Clarita sollte beginnen, meine Argumente über Cervantes' *Novelas Ejemplares* mit einer für ein so junges Mädchen beeindruckenden Hellsichtigkeit zu diskutieren ...Wie alt, Clarita? 29? 30? ... 27, sagen Sie? Oh, entschuldigen Sie meine Tölpelhaftigkeit, bitte, entschuldigen Sie den alten Vladimir, der sich nicht mal mehr das wilde Klopfen in seiner Brust erklären kann noch die Sehnsucht, mit der er den Tag erwartet, an dem sie wieder an seiner Tür klopft, Clarita, kommen Sie bitte herein, machen Sie es sich bequem, ich habe darüber nachgedacht, was Sie im Unterricht über Juan de la Cruz gesagt haben. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ihn in diesem Krematorium irgendjemand gelesen haben könnte und da kommen Sie und rezitieren ihn mir mit der Anmut der Moskauer Vortragskünstlerinnen, aus deren Munde ich in meiner Jugend die Verse Puschkins hörte. Wenn Sie jetzt auch noch Puschkin rezitieren, dann werden Sie mich entschuldigen, aber ich fürchte, ich werde mich aus dem Fenster stürzen müssen oder irgendjemand wird mir aufs Neue diese Wirklichkeit erklären müssen, denn ich, der ich sie von vorne, aus der Mitte und von hinten kannte, kann nicht umhin, mich verloren zu fühlen, verstehen Sie das? Wenn Sie mich nicht verstehen, macht das auch nichts. Daran bin ich gewöhnt. Woran ich mich allerdings nicht gewöhnen kann, ist dieses Gefühl eines jungen Mannes, Sie zu vermissen, selbst wenn mein Verstand mir sagt, dass das Wahnsinn ist, Vladimir, selbst wenn Erasmo Fernández mir zu bedeuten sucht, dass mich diese Studentin ins Verderben stürzen wird und dass, wenn es soweit ist, mein Kopf wie eine Kriegstrophäe vom Eingang des Siechenhauses baumeln wird, selbst wenn die Vernunft mich erleuchtet und ich vergeblich versuche, mich von dem fern zu halten, was mir das Leben zurückgegeben hat, von diesem Gesicht, dem Duft aller Frauen, die ich geliebt habe, nichts Zarteres als ihre Hand auf der einsamen Hand des guten Vladimir, nichts Überzeugenderes als ihr Prinzessinnenblick gegenüber dem unterwürfigen Blick

humanidad a los zombis (nada más iluso, nada más tonto). Como un soldado ruso, Vladimir agachará la cabeza sin llorar: no irá a encararla por su falsa denuncia de acoso, ni a usted ni a los eunucos muertos que la empujaron a traicionarme. El día que camine por ese corredor de la muerte llevando sus cosas entre los brazos, mientras los cadáveres tibios del Moridero salgan a su paso a cantar victoria y a reírse de él, el buen Vladimir alzará los ojos indolentes hacia Erasmo Fernández y, en silencio, con la muda complicidad de los conjurados, él comprenderá que es su turno, que ya lleva la batuta de Los perros románticos, que mientras uno de nosotros siga vivo, vivirá la resistencia.

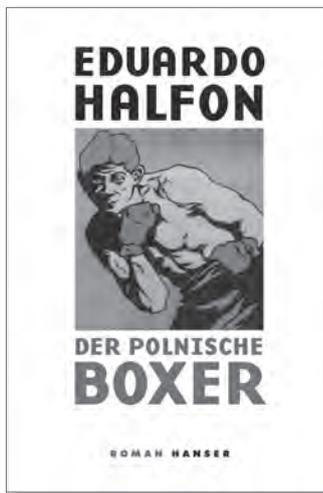
des guten Vladimir, selbst wenn die Welt in Stücke bricht und die Toten einfallen, plündern, zerstören und neue Reiche gründen, Clarita: nichts, NICHTS, wird mich davon abbringen können, Sie zu lieben, und so werden es nicht Sie sein, die mir einen Stoß versetzt, sondern ich werde es sein, der springt; ich, der gute Vladimir, der Anführer des Widerstands, der im Kampfe fiel in dem Moment, in dem er meinte, dass die Liebe den Zombies die Menschlichkeit zurückgeben könnte (welch Illusion, welch Dummheit). Wie ein russischer Soldat wird Vladimir den Kopf senken, ohne zu weinen: Er wird Sie nicht zur Rede stellen aufgrund ihrer Falschanzeige wegen Belästigung, weder Sie noch die toten Eunuchen, die sie gedrängt haben, ihn zu verraten. An dem Tag, an dem er mit seinen Habseligkeiten unter dem Arm über diesen Höllengang läuft, während die lauwarmen Leichen des Siechenhauses ihm entgegentreten, um ihren Sieg zu besingen und ihn auszulachen, wird der gute Vladimir seine leeren Augen auf Erasmo Fernández richten und in der Stille, in der stummen Mitwisserschaft der Verschwörer wird dieser verstehen, dass er nun an der Reihe ist, dass er jetzt den Stab der romantischen Hunde trägt, dass der Widerstand weiterleben wird solange einer von uns noch am Leben ist.

R/

REZENSIONEN:

NEUES AUS

LATEINAMERIKA



Eduardo Halfon
Der polnische Boxer
(El boxeador polaco/La pirueta)
Aus dem Spanischen von
Peter Kultzen und Luis Ruby
München: Hanser, 2014
ISBN 978-3-446-24599-0
224 Seiten, EUR 18,90

EDUARDO HALFON: DER POLNISCHE BOXER

Rezension: Benjamin Loy

Stellt man sich die lateinamerikanische Gegenwartsprosa als Lagerhalle vor, in der viele ehrliche, aber leider oft ebenso biedere Erzähler geduldig am Geschichtenfließband ihre vorgestanzten Einzelteile zusammenfügen, dann betritt mit Eduardo Halfon ein neues Phänomen diesen Raum: Wie ein Magnetiseur lässt er seine zersplitterten Geschichten mühelos rotieren und entwickelt eine Anziehungskraft, die noch den skeptischsten Leser nach drei, vier Sätzen in ihren Bann schlägt.

Unermüdlich reist der Ich-Erzähler Halfon durch die Welt zwischen Guatemala, den USA und Serbien, angezogen von Geschichten und Personen einer undurchschaubaren Vergangenheit und Gegenwart. Es sind Bewegungen, die Annäherungen an das Unsagbare und die blinden Flecken einer unverständlichen Welt unternehmen, ohne jemals irgendwo wirklich anzukommen. Dabei wird Halfon getrieben von einem fast pathologischen Drang zur Kommunikation: Von der Vergangenheit des jüdischen Großvaters in Auschwitz über weibliche Orgasmen in abgelegenen Orten Mittelamerikas bis hin zu der gespensterhaften Existenz eines Zigeunermusikers in den verschneiten Gassen Belgrads durchforstet der Erzähler Lebensgeschichten und lotet die Grenzen dessen aus, über das der Mensch sprechen kann und will. Worte sind im Meer all dieser Verlorenheiten wie Rettungsringe, sie tragen die Schwere ganzer Existenzen und sind dabei, wie im Fall von Halfons Sprache, zugleich ganz leicht und zerbrechlich: Wie kann einer, so fragt man sich verblüfft, so elegant von Leben und Tod, vom Sex und von der Verzweiflung erzählen, ohne jemals auch nur in die Nähe der gähnenden Abgründe des Kitschs zu geraten?

Halfon, mit dem Wissen des Magnetiseurs, spannt sein eigenes Drahtseil über solche Schluchten und lässt in diesem „Roman in zehn Runden“ die Worte und Bilder mit einer Mischung aus Kraft und Leichtigkeit tanzen, die dem jungen Muhammad Ali würdig gewesen wäre. Peter Kultzen und Luis Ruby meistern diese Herausforderung ihrerseits in der deutschen Übersetzung auf mehr als gelungene Weise. Täuschen lassen sollte man sich jedoch von der nur scheinbaren Leichtfüßigkeit des Textes nicht: Eduardo Halfon ist ein Schwergewicht der neuen lateinamerikanischen Literatur, dessen literarische Haken wahre Kunst sind.

B/

BIOGRAFIEN

DER AUTOR/

INNEN



© Zulma Oliveras Vega

Yolanda Arroyo Pizarro (1970, Guaynabo, Puerto Rico) schreibt Poesie und Prosa. 2007 wurde sie in die Gruppe „Bogotá '39“ gewählt. Sie ist Gründerin und Herausgeberin der Zeitschrift *Boreales*, ihre Texte wurden in diverse Sprachen übersetzt und in zahlreiche Anthologien aufgenommen. Sie veröffentlichte unter anderem die Romane *Los documentados* (Editorial Situm, 2005; Premio PEN Club 2006) und *Caparazones* (Editorial Egales, 2010), die Erzählbände *Origami de letras* (Publicaciones Puertorriqueñas, 2004) und *Ojos de Luna* (Terranova Editores, 2007), den englisch-spanischen Gedichtband *Saeta* (2011) sowie die Gedichtbände *Medialengua* (2009) und *Perseidas* (2010).



© Angeles Ramirez

Francisco Bitar (1981, Santa Fe, Argentinien) hat Philologie studiert und arbeitet als Übersetzer und Essayist. Er hat die Gedichtbände *Negativos* (Ediciones Stanton, 2007), *El olimpo* (Colección Chapita, 2009; Ediciones Stanton, 2010) und *Ropa vieja: la muerte de una estrella* (Ediciones Stanton, 2011) veröffentlicht. Für seinen Roman *Tambor de arranque* (Editorial Municipal de Rosario, 2012) wurde er mit dem Preis Ciudad de Rosario ausgezeichnet. 2013 hat er ein Stipendium des Fondo Nacional de las Artes erhalten. Die in alba. lateinamerika lesen veröffentlichte Erzählung „El vestido azul“ gehört zu dem Buch *Luces de navidad*, das den Alcides Greca Preis gewonnen hat und im Jahr 2015 erscheint.



© Lalo Barrubia

Rike Bolte (1971, Kassel, Deutschland) ist in Sevilla aufgewachsen. Sie hat über mediale Verfahrensweisen gegen „erzwungenes Verschwinden“ promoviert und lehrt spanische, französische und lateinamerikanische Literaturen. Außerdem arbeitet sie als Übersetzerin, Kuratorin und Moderatorin. Sie ist Mitgründerin des seit 2006 jährlich stattfindenden mobilen Poesiefestivals *Latinale* und hat unter anderem zweisprachige Anthologien zur aktuellen lateinamerikanischen Lyrik und Prosa herausgegeben. Seit Ende 2013 leitet sie das studentische Forschungsprojekt „Latinale Academica“ an der Universität Osnabrück. In Lateinamerika ist sie regelmäßig als Workshopleiterin und zu Forschungszwecken unterwegs.



© Sol Waldo

Amaranta Caballero Prado (1973, Guanajuato, Mexiko) hat Grafikdesign und Sozialwissenschaften studiert. Sie veröffentlichte unter anderem die Gedichtbände *Bravísimas Bravérrimas. Aforismos* (Editorial De La Esquina, 2005), *Todas estas puertas* (Tierra Adentro, 2008), *Okupas* (Letras de Pasto Verde, 2009), *Libro del Aire* (Editorial De La Esquina, 2011), *Vanitas* (Ediciones La Rana, 2013) und *Amarantismos* (Editorial De La Esquina, 2014). Außerdem wurde sie zu internationalen Literaturfestivals eingeladen, darunter das Laboratorio Fronterizo de Escritores/Writing Lab on the Border (Tijuana/San Diego, 2006), *Latinale* (Berlin, 2007) und *Los Límites del Lenguaje* (Moskau, 2012). Sie lebt in Tijuana.

© Javier Narváez Estrada



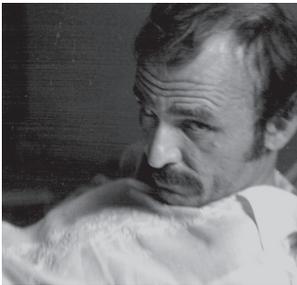
Odette Casamayor-Cisneros (1972, Havanna, Kuba) hat zunächst Journalismus in Havanna studiert und später in Paris über Kunst und Literatur promoviert. Derzeit lehrt sie lateinamerikanische Literatur an der University of Connecticut in den USA. Sie veröffentlichte bisher den Erzählband *Una casa en los Catskills* (La Secta de los Perros, 2012) sowie einen Band literarischer Essays *Utopía, distopía e ingravidez: reconfiguraciones cosmológicas en la narrativa postsoviética cubana* (Iberoamericana-Vervuert, 2013). Für ihr Werk hat sie bereits mehrere Preise erhalten, darunter den Premio Juan Rulfo (2003) in Paris und den Premio José Juan Arrom (2009) in Havanna.

© Ela Cuavas Acosta



Ela Cuavas Acosta (1979, Montería, Kolumbien) hat Spanische Philologie und Literatur an der Universidad de Córdoba studiert. Sie nahm bisher unter anderem am Festival Internacional de Poesía en el Caribe (Barranquilla, 2011), am Festival Internacional de poesía de Cali (Cali, 2012) und am Encuentro Internacional de mujeres poetas (Cereté, 2013) teil. Ihre Gedichte und Essays wurden in nationalen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht sowie in die Anthologie kolumbianischer Dichter/-innen aufgenommen, die Federico Díazgranados für die mexikanische Zeitschrift *Círculo de Poesía* zusammenstellte. Ihr erster Gedichtband heißt *Juntar los huesos* (Ediciones Pluma de Mompo, 2011).

© Miliades Aréval



Raúl Gómez Jattin (1945-1997, Cartagena de Indias, Kolumbien) hat seine Kindheit in Cereté, einer kleinen Gemeinde an der kolumbianischen Atlantikküste, verbracht. Er studierte Jura, jedoch nie zu Ende, und widmete sich dem Theater. Er veröffentlichte *Poemas* (Eigenverlag, 1980), das von einem Freund finanziert wurde sowie *Tríptico Cereteano* (Ediciones Simón y Lola Guberek, 1988), eine Trilogie bestehend aus seinen Büchern *Retratos* (1980–1986), *Amanecer en el Valle del Sinú* (1983-1986) und *Del Amor* (1982–1987). Außerdem erschien von ihm *Hijos del tiempo* (Ediciones El Catalejo, 1989) und *El esplendor de la mariposa* (Magisterio, 1995). Viele seiner Gedichte wurden musikalisch vertont.

© Carlos Labbé



Carlos Labbé (1977, Santiago de Chile, Chile) ist Literaturkritiker, Musiker und Autor der Romane *Pentagonal: incluidos tú y yo* (2001), *Libro de plumas* (Ediciones B, 2004), *Navidad y Matanza* (Periférica, 2007; 2010 ins Deutsche und 2014 ins Englische übersetzt), *Locuela* (Periférica, 2009) und *Piezas secretas contra el mundo* (Periférica, 2014). Zudem erschien von ihm der Erzählband *Caracteres blancos* (Sangría, 2010; Periférica, 2011), der Erzählungen der vergangenen sieben Jahre bündelt. Er hat außerdem verschiedene Drehbücher verfasst und betreibt, gemeinsam mit der chilenischen Autorin Mónica Ríos, den Verlag Sangría. Derzeit lebt und arbeitet er in New York.

© Francly Moreno Herrera



Francly Moreno Herrera (1980, Bogotá, Kolumbien) hat Literatur an der Universidad Nacional in Kolumbien studiert sowie einen Master in Lateinamerikastudien an der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) absolviert. Dort promoviert sie derzeit auch zum Thema „redaktionelle Politik bei der Zeitschrift *Ciclón*“. Sie hat Forschungen über Zeitschriften, intellektuelle Netzwerke aus dem 20. Jahrhundert sowie lateinamerikanische Kulturkritik durchgeführt. Moreno Herrera veröffentlichte das Buch *La invención de una cultura literaria. Sur y Orígenes dos revistas latinoamericanas del siglo XX* (CIALC-UNAM, 2013), sowie mehrere Artikel in Fachzeitschriften.

© Marcela Parra



Marcela Parra (1981, Temuco, Chile) ist Lyrikerin, Kompositorin und Musikerin. Ihre Gedichte finden sich in Anthologien in Chile, Peru, Argentinien, Mexiko und Großbritannien. Sie veröffentlichte die Gedichtbände *Ambulancia* (Cuadrodetiza, 2010; Cuadrodetiza + Vox, 2010) und *Silabario, Mancha* (Ediciones del Temple, 2010; Ediciones Liliputienses, 2012). Ihr Gedicht „Guerra“ wurde von dem chilenischen Kollektiv „Casagrande“ für die Poesieregen in Berlin (2010) und London (2012) ausgewählt. Sie war Stipendiatin der Fundación Pablo Neruda (2005) und des Consejo Nacional de la Cultura y las Artes (2008). Außerdem wurde sie 2007 mit dem Premio Enrique Lihn der Universidad de Valparaíso ausgezeichnet.



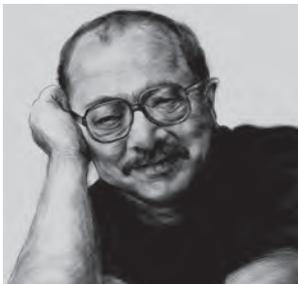
© Archiv der Autorin

Legna Rodríguez Iglesias (1984, Camagüey, Kuba) schreibt Poesie und Prosa. Bisher wurden von ihr unter anderem *Ne me quitte pas* (Casa Editora Abril, 2010), *Tregua fecunda* (Ediciones Unión, 2011), *¿Qué te sucede, belleza?* (Ediciones Sed de Belleza, 2012), *El momento perfecto* (Ediciones Matanzas, 2012) und *Chupar la piedra* (Casa Editora Abril, 2013) veröffentlicht. 2011 erhielt sie den Premio Iberoamericano de Cuento Julio Cortázar für die Erzählung „Hasta Feldafing no paro“. Der Zyklus *La gran arquitecta* (Colección Sur Editores, 2013) wurde mit dem Premio Wolsan-Cuba Poesía 2013 ausgezeichnet und ist Teil eines noch unveröffentlichten Bandes, *HILO + HILO*.



© Sebastian Winterson

Teresa Ruiz Rosas (1956, Arequipa, Peru) studierte Philologie und Übersetzen in Budapest, Barcelona und Freiburg. Ihr Roman *El copista* (Anagrama, 1994) war unter anderem 1994 Finalist beim Premio Herralde. Mit der Erzählung „*Detrás de la Calle Toledo*“ erhielt sie 1999 den Premio Juan Rulfo. Außerdem hat sie die Romane *La falaz posteridad* (Editorial San Marcos, 2007), *La mujer cambiada* (Editorial San Marcos, 2008) und *Nada que declarar* (Tribal Narrativa, 2013) veröffentlicht. Sie hat aus dem Deutschen unter anderem W.G. Sebald, Wim Wenders und Rose Ausländer übersetzt, aus dem Englischen Nicholas Shakespeare, aus dem Ungarischen Milán Füst und aus dem Luxemburgischen Roger Manderscheid.



© Eleicer Salazar

João Ubaldo Ribeiro (1941–2014, Rio de Janeiro, Brasilien) war Schriftsteller, Lehrer, Drehbuchautor und Journalist. Er wurde auf der kleinen Insel Itaparica, Bahia, geboren. Mit *Viva o povo brasileiro* (Editora Nova Fronteira, 1984) verfasste er ein bedeutendes Werk der brasilianischen Literatur. 1990/1991 lebte er als Stipendiat des Berliner Künstlerprogramms des DAAD ein Jahr lang in Berlin. In seinem Erzählband *Um brasileiro em Berlim* (Editora Nova Fronteira, 1995), der nach seiner Rückkehr nach Brasilien erschien, thematisiert Ribeiro in mehreren Geschichten seine Erlebnisse während dieser Zeit. Im Jahr 2008 erhielt er für sein Gesamtwerk den Prêmio Camões.



© Cristina Martínez

Diego Trelles Paz (1977, Lima, Peru) hat über hispanoamerikanische Literatur an der University of Texas promoviert. Zu seinen Veröffentlichungen zählen *Hudson el redentor* (Caleta, 2001), *El círculo de los escritores asesinos* (Candaya, 2005) und *Bioy* (Ediciones Destino, 2012), für den er den Premio Francisco Casavella erhielt und Finalist beim Premio Rómulo Gallegos 2013 war. Seine Anthologie neuer lateinamerikanischer Literatur, *El futuro no es nuestro* (Eterna Cadencia, 2009), erschien in acht Ländern. Er war Gastdozent für Literatur, Film und Ästhetik an der Binghamton University in New York, der Pontificia Universidad Católica del Perú und der Universidad de Lima. Derzeit lebt er in Paris.



© Pato River

Dani Umpi (1974, Tacuarembó, Uruguay) arbeitet mit multidisziplinären Medien, von Literatur über plastische Kunst bis hin zu Musik. Zu seinen bedeutendsten literarischen Veröffentlichungen zählen *Aún soltera* (Eloísa Cartonera, 2003), *Miss Tacuarembó* (Interzona Editora, 2004), *Un poquito tarada* (Planeta, 2012), *Niño rico con problemas* (La Propia Cartonera, 2009) und *¿A quién quiero engañar?* (Criatura Editora, 2013) sowie der Gedichtband *La vueltita ridícula* (Vestales, 2010). Gemeinsam mit den chilenischen Musiker/-innen Sofía Oportot und Ignacio Redard betreibt er das Musikprojekt *Oportot Umpi Redard*. Der Titel seiner ersten musikalischen Komödie lautet *Nena, no robarás* (2009).



© Clara Ruvituso

Sofía Ruvituso (1979, La Plata, Argentinien), von der das Titelbild dieser Ausgabe stammt, hat Plastische Kunst mit Schwerpunkt Zeichnung an der Fakultät der Schönen Künste der Universidad Nacional de La Plata in Buenos Aires studiert. Ihre Illustrationen wurden bisher in verschiedenen grafischen Medien veröffentlicht und sie hat bereits zahlreiche Ausstellungen ihrer Werke durchgeführt. Ihre künstlerische Tätigkeit der letzten Jahre beinhaltet verschiedene Ästhetiken wie etwa ein Fokus auf das Fragment, das Detail und die Poetiken des Körpers. Derzeit lebt und arbeitet sie in Argentinien. Ihre Webseite ist: www.sofiaruvituso.com.ar.



IMPRESSUM:

Herausgeber/Editora:

alba. lateinamerika lesen e.V., Warthestraße 68, D-12051 Berlin

Redaktion/Redacción:

Diana Grothues, Jorge J. Locane, Benjamin Loy (V.i.S.d.P.), Edna Martínez, Leonardo Pascuti, María Ignacia Schulz, Karina Theurer, Claudia Wenté

Autor(inn)en dieser Ausgabe/Autores de esta edición:

Yolanda Arroyo Pizarro, Francisco Bitar, Rike Bolte, Amaranta Caballero Prado, Odette Casamayor-Cisneros, Ela Cuavas Acosta, Raúl Gómez Jattin, Carlos Labbé, Marcela Parra, João Ubaldo Ribeiro, Legna Rodríguez Iglesias, Teresa Ruiz Rosas, Diego Trelles Paz, Dani Umpi

Mitarbeit/Colaboración:

Textbeiträge/Textos: Francy Moreno Herrera

Übersetzungen/Traducciones: Rike Bolte, Sabine Erbrich, Lydia Galonska, Lea Hübner, Léonce W. Lupette, Thomas Schlegel, Johanna Schwering

Lektorat/Corrección: Carlos Capella, Lea Hübner, Léonce W. Lupette,

Ulrike Prinz, Johanna Schwering, Fernando dos Santos Baldraia, Jasmin Wrobel

Art Direction & Layout/Dirección artística & maquetación:

Tina Köppert, Edna Martínez, Claudia Wenté

Design/Diseño:

Vanessa Enríquez

Titelbild/Imagen de tapa:

Sofía Ruvitoso, Orden cúbico caótico, Técnica mixta · 30 x 30 cm² · (2009)

Illustrationen/Ilustraciones

Josefina Capelle, Sophie Jackson, Rosy Jungbluth, Carolina Rubio, Sofía Ruvitoso, Eliécer Salazar Pertuz

Dank an/Agradecimientos:

S.E. Botschafter der Republik Argentinien Daniel Polski, Kulturattaché der Botschaft der Republik Argentinien Luis Costas, Luis Chaves, Juan Hernández, Pablo Hernández Hernández, Peter Kultzen, Alexandra Ortiz Wallner, Margarita Ruby

Website/Espacio web:

www.albamagazin.de

www.facebook.com/revista.alba

Kontakt/Contacto:

info@albamagazin.de

Druck/Impresión:

ps printsolution GmbH

Erscheinungsdatum/Fecha de publicación: Oktober/Octubre 2014

Erscheinungsform/Frecuencia: halbjährlich/semestral

Verkaufspreis/Precio de venta: 6,80€

Jahresabonnement/Suscripción anual: 13,- €

Bestellungen/Pedidos: vertrieb@albamagazin.de

ISSN/ISSN: 2196-2375

©Alle Rechte vorbehalten. Die Copyrights der Texte, Illustrationen und Fotos liegen bei den jeweiligen Urhebern bzw. Verlagen. Alle Texte, Illustrationen und Fotos mit freundlicher Genehmigung. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des jeweiligen Verfassers wieder, nicht unbedingt die der Redaktion. Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen.

Achtung, diese Seite taucht im Druck nicht auf!
Geht jetzt gerade von der Darstellung nicht
anderes.
Das Impressum ist somit die letzte linke Seite
im Heft, wie in Alba 05

I/

INHALT:

02

B/BERLINSTANT: AMARANTA CABALLERO PRADO
Der Himmel unter Berlin /
Der Himmel unter Berlin

04

L/LATINSTANT: RIKE BOLTE
Fledermausflügel /
Alas de murciélago

06

P/PROSA: DANI UMPI
Fotografía /
Fotografie

12

L/LYRIK: YOLANDA ARROYO PIZARRO
Tamarindo /
Tamarinde

16

I/INTERVIEW: JOÃO UBALDO RIBEIRO
Notícias de um brasileiro em Berlim /
Aufzeichnungen eines Brasilianers in Berlin
Por/von Leonardo Pascuti

20

P/PROSA: ODETTE CASAMAYOR-CISNEROS
La Rotura /
Die Zerreißung

26

L/LYRIK: MARCELA PARRA
Comer con Pijama /
Essen im Schlafanzug

31

Ü/ÜBERSETZUNG: SEBALD
Traducir a Sebald /
Sebald übersetzen
Por/von Teresa Ruiz Rosas

35

P/PANORAMA: BENJAMIN LOY
Anémia im Roten Salon /
Anemia en el Salón Rojo

39

P/PANORAMA: CARLOS LABBÉ
El estrabismo antipinochetista /
Der Silberblick der chilenischen Gegenwartsliteratur

43

L/LYRIK: LEGNA RODRÍGUEZ IGLESIAS
La sed /
Durst

48

P/PROSA: FRANCISCO BITAR
El vestido azul /
Das blaue Kleid

57

L/LYRIK: ELA CUAVAS
La estación dolorosa /
Qualvolle Ödnis

62

W/WIEDERENTDECKT: RAÚL GÓMEZ JATTIN
Ich war wie Gras, das niemand rauchen mochte
Por/von María Ignacia Schulz

66

L/LYRIK: RAÚL GÓMEZ JATTIN
Conjuro /
Beschwörung

69

A/AVANTGARDEN: CICLÓN
La apuesta de Ciclón /
Ciclons Wette
Por/von Francys Moreno

74

P/PROSA: DIEGO TRELLES PAZ
Vladimir y la resistencia /
Vladimir und der Widerstand

84

R/REZENSIONEN
B/BIOGRAFIEEN DER AUTOR(INN)EN
I/IMPRESSUM

F/

FÖRDERER:

Mit freundlicher Unterstützung der Botschaft der Republik Argentinien



*Botschaft
der
Republik Argentinien*